

Der neue Herr Gesandte darf hier in Deutschland sowohl auf ein politisches, wie auch auf ein kulturelles Verständnis für China rechnen. Die Arbeit des China-Institutes hat in letzter Beziehung viel zu der gegenseitigen kulturellen Verständigung beider Nationen beigetragen. Wir haben es daher mit ganz besonderer Freude begrüßt, daß S. Exzellenz ausdrücklich das Verständnis für die Kultur einer anderen Nation als Vorbedingung für die politische Verständigung ansieht, und daß er kurz nach seinem Amtsantritt in Berlin der Einladung der Stadt Frankfurt a. M. und der Universität Folge gegeben, das China-Institut besucht und unsere Ausstellung Chinesischer Malerei mit eröffnet hat.

Das China-Institut kann bei S. Exzellenz Herrn Liu Chung-Chieh auf eine verständnisvolle Förderung seiner wissenschaftlichen Arbeit zählen und wünscht dem Herrn Gesandten eine erfolgreiche Tätigkeit zu seiner eigenen Befriedigung und zur Befestigung der deutsch-chinesischen Freundschaft.

DIE ERSCHLIESSUNG CHINAS IM 16. UND 17. JAHRHUNDERT^a

VON ED. HORST VON TSCHARNER

Die Renaissance vollbrachte endgültig und in weiten Schichten, was Marco Polo in kleinem Kreise bewirkt hatte: die erfahrungsmäßige Erweiterung des Weltbildes. Die Entdeckungen in allen Himmelsrichtungen unserer Erdkugel gehören zu den größten Erlebnissen der Renaissancezeit. Ein neuer Forschergeist war erwacht, ein neuer Reisedrang erfaßte die Abenteurer, eine neue Empfänglichkeit erwartete ihre Berichte zu Hause. Um 1500 kündeten die „Newen Zeyttungen“^b, kurze, bildgeschmückte Flugblätter, von der Entdeckung Amerikas und fanden gierige Abnehmer. Ausführlicher berichteten darüber wie über die vorangegangenen afrikanischen und folgenden indischen Entdeckungsfahrten die neuen Reisesammlungen^c, die erst in den Mittelmeerlandern erschienen, von denen diese Entdeckungsfahrten ja alle ausgingen, aber sich bald in lateinischen, französischen, deutschen Übersetzungen weiter verbreiteten: 1508 Ruchamers „Newe unbekante landte . . .“, 1534 Michael Herrs „New Welt der Landschaften“, die Übersetzung des berühmten „Novus Orbis“, später die Reisesammlungen der Frankfurter Buchhändler Siegmund Feyerabend, 1567 und 1584, und de Bry und Hulsius, von 1590 an. Wie der Schiffsverkehr nach den neuen Welten immer reger wurde, wie schriftliche und mündliche Berichte sich beständig mehrten, so setzte sich das neue Weltbild immer mehr fest, fühlte sich der Europäer immer mehr als Bürger der neuen weiten Welt.

^a Dieser Aufsatz bildet mit dem (S. 8ff.) vorangegangenen, „China in der deutschen Dichtung des Mittelalters und der Renaissance“, den Anfang einer größeren Arbeit, „China in der deutschen Dichtung“, die später als Buch erscheinen wird.

^b „Newe Zeyttungen“: nach M. Böhme, Die großen Reisesammlungen des 16. Jahrhunderts und ihre Bedeutung, Straßburg 1904, Einleitung.

^c Reisesammlungen: ebenda.

Die Nachrichten über China, das die Portugiesen 1514 unter seinem heutigen Namen „entdeckten“, flossen aber lange Zeit noch spärlich. Weshalb, zeigt die Geschichte dieser Entdeckung^a. Die portugiesischen Seefahrer^b, meist rohes, beutegieriges Abenteurervolk, hatten sich am Anfang des Jahrhunderts in Indien festgesetzt. Als sie 1514 auch an der chinesischen Küste erschienen, verwehrten ihnen die Chinesen die Landung. Die Mingherrschaft, die noch in voller Macht und Blüte stand, hielt ihr Land fest abgeschlossen gegen die Fremden — wie sollte sie es nun gerade solchen Rohlingen öffnen? Wenn die Portugiesen in den nächsten Jahrzehnten doch Zutritt erlangten und sich an einigen Küstenplätzen niederlassen konnten, so war dies nur vorübergehend; wie sie immer wieder auf chinesischem Gebiet, zu Wasser und zu Land, ihre Räubereien und Greueltaten verübten, ließen es sie die Chinesen an Leib und Gut entgelten und zerstörten ihre Niederlassungen. So kamen viele dieser Portugiesen nicht wieder aus China; andere kamen zurück nach den indischen Kolonien, dem eigentlichen Ausgangspunkt ihrer China-Unternehmungen, einige nach Mexiko oder Peru, den Zwischenländern ihres neuen Europaweges, aber nur wenige nach Europa selbst. Überdies waren diese rohen Abenteurer zur Beobachtung von Land und Leuten wenig geneigt und erzählten, wenn sie schon erzählen wollten, ihre Abenteuer. Wie Fernando Mendez Pinto^c, der jedoch seine abenteuerlichen Reisen erst viele Jahre nach seiner Heimkehr in häuslicher Beschaulichkeit niederschrieb — ein Werk, das, obschon zum großen Teil erfunden, vom Wesen und Treiben dieser rohen portugiesischen Seefahrer, in denen China Europa zuerst wieder kennenlernte, ein ausgezeichnetes Bild gibt.

Die entscheidende Wendung in dieser Entdeckungsgeschichte verdanken wir den Missionaren, vor allem den Aposteln des Jesuitenordens^d. Franziscus von Xaver, dem Freund Loyolas und Mitbegründer seiner Gesellschaft, der zehn Jahre lang als unermüdlicher Heilsbote in Indien und Japan wirkte, war es zwar nicht vergönnt, chinesisches Festland zu betreten: 1552 verschied er, im Anblick Chinas, auf der Insel Schang-Tschuan^e. Dennoch müssen wir ihn auch als den Vater der Chinamission betrachten. Andere folgten ihm nach in seinem Eifer. Drei Jahrzehnte lang konnten aber auch diese nur vorübergehend chinesisches Festland betreten. Dagegen fanden sie eine feste Basis in Macao, der neuen Handelsniederlassung der Portugiesen, die sich diese schließlich samt der Gunst der Chinesen zu erwerben und zu erhalten gewußt hatten. Inzwischen versuchten auch Dominikaner und Franziskaner, China das Evangelium zu bringen. Der portugiesische Dominikaner Gaspard da Cruz, der sich 1556 in Kanton aufhielt und einen „Tractado“ verfaßte, war wohl der erste Missionar im neuentdeckten China überhaupt. Auch die Spanier, die 1565 die

^a Geschichte der „Entdeckung“ Chinas: hauptsächlich nach H. Cordier, *Histoire générale de la Chine*, 4 Bde., Paris 1920/21, Bd. III.

^b Portugiesen: nach Cordier, *Hist.* III, 118 ff., und G. F. Hudson, *Europe and China*, London 1931, 235 ff.

^c Pinto: vgl. G. Schurhammer, F. M. Pinto und seine „Peregrinaçam“, in *Asia Major* III (1926).

^d Missionare: nach Cordier, *Hist.* III, 134 ff. und 245 ff. Vgl. auch F. R. Merkel, *Leibniz und die China-Mission*, Leipzig 1920, 1. Kap. Vgl. auch die zwar weder quellenkritische noch objektive, aber sehr lebendige Darstellung von René Fülöp-Miller, *Macht und Geheimnis der Jesuiten*, 1929, Fünfter Teil, bes. 269 ff.

^e St. John's Island.

Philippinen eroberten, schickten Missionare nach China, die aber immer wieder ausgewiesen wurden. Erst 1583 hielt die Mission ihren eigentlichen Einzug in China: als ihr die chinesische Obrigkeit erlaubte, in Dschauking^a ein Missionshaus und eine Kirche zu errichten. Bezeichnenderweise, nachdem die Missionare wenige Jahre vorher zur Überzeugung gekommen waren, daß sie für ihre Missionstätigkeit die chinesische Schriftsprache erlernen müßten, um auch mit den gebildeten Chinesen verkehren, um diesen in Wort und Schrift sowohl die Heilslehre als willkommenes weltliches Wissen aus dem Westen anbieten zu können. Unter diesen einsichtsvollen und klugen Missionaren befand sich der italienische Jesuitenvater Matteo Ricci, der eigentliche Begründer der Chinamission. Seiner tatkräftigen Führung verdankt die Mission ihre nun rasche Ausbreitung in verschiedenen Teilen des Reiches. 1601 kam Ricci nach Peking^b und bot dem Kaiser seine Dienste als Mathematiker und Astronom an, die dieser auch annahm. Durch diese weltmännisch kluge Tat sicherten sich die Jesuiten ihr Ansehen und ihr Werk in China, das auch Riccis Tod, 1610, und die zeitweiligen Christenverfolgungen nicht mehr zerstören konnten.

Die „Entdeckung“ Chinas führte nicht zu Eroberung, Beherrschung, Kolonisierung, wie die Entdeckung Amerikas, Indiens und der vielen Inseln. China wußte jedes gewaltsame Auftreten abzuwehren und öffnete sich nur, mit Einschränkungen, dem friedlichen Verkehr mit Handelsleuten und Missionaren. Auch an staatliche oder diplomatische Beziehungen war damals nicht zu denken. Und Abenteurer, Forschungs- oder Vergnügungsreisende fanden schlechte Aufnahme — wie das Schicksal des Schleswigers Jürgen Andersen^c zeigt, der 1646/7 als Sklave durchs Land getrieben wurde. Aber der chinesisch-europäische Handel spielte sich nur an einigen Küstenplätzen ab, wenn nicht, wie zum größeren Teil, in den Häfen Indiens und der umliegenden Inseln. So war es einzig den gelehrten Missionaren vergönnt, das Innere Chinas zu betreten und Land und Leute wirklich kennenzulernen.

Die Berichte und Beschreibungen dieser gelehrten Missionare — größtenteils Jesuiten — bilden die Hauptquelle, woraus das neuzeitliche Europa seine Chinakennntnis schöpfte. Doch beginnt diese Quelle erst gegen das Ende des 16. Jahrhunderts zu fließen. Vor und neben diesen Berichten lernte Europa die Erzeugnisse chinesischen Kunstgewerbes kennen, die die Handelsschiffe immer reichlicher auf den Markt brachten: vor allem Porzellan, Lack- und Seidenwerk^d. Die zahlenmäßigen Angaben über die Einfuhr dieser Erzeugnisse zeigen, welche Rolle der Chinahandel im 16. und 17. Jahrhundert bei uns spielte. Ebenso aufschlußreich sind die Inventare einiger „Kunst- und Wunderkammern“, die im 16. Jahrhundert an den europäischen Fürstenhöfen Mode

^a Dschauking¹, am Westfluß, Prov. Kwangtung.

^b Ricci betrat Peking 1698 zum erstenmal, und zwar am 7. Sept., nach Paul Welsers Widmung in seiner Übersetzung Trigaults (s. unten S. 49).

^c Jürgen Andersen, s. unten S. 71 f.

^d Chinahandel: Adolf Reichwein, *China und Europa im 18. Jahrhundert*, 1923, 21 ff., ausführlicher H. Belvitich-Stankevitich, *Le goût chinois en France au temps de Louis XIV*, Diss. Paris 1910, XXXI ff. (mit weiterer Bibliographie). Bes. über Porzellan: F. H. Hofmann, *Das Porzellan* (Propyläen-Verlag), 1932, 1. Kap.

wurden: so soll bereits Philipp II. von Spanien eine Sammlung von 3000 Stück Porzellan besessen haben, bescheidenere aber auch schon die Höfe von Bayern und Brandenburg jener Zeit^a. Die Bewunderung und Neugier, die diese Markterzeugnisse weckten, machte die Geister um so empfänglicher für die Berichte über das Land und die Leute, die sie hervorbrachten. Schon deshalb darf auch hier die Rolle des Chinahandels nicht unterschätzt werden. Die Bildung des „chinesischen Geschmacks“^b, der im 17. und 18. Jahrhundert so vielen Seiten des Lebens sein Gepräge gab, bestimmten aber die eingeführten Kunstgewerbeartikel, nebst den Illustrationen, die die späteren Berichte schmückten, viel mehr als die Berichte selbst. Wie im 16. Jahrhundert die China-Unternehmungen, Handel und Mission, von Portugal und Spanien ausgingen, nahm auch der „chinesische Geschmack“ dort seinen Anfang. Während aber im 17. Jahrhundert die Holländer, mit ihrer allmächtigen Ost-Indischen Gesellschaft, die Portugiesen verdrängten und den Chinahandel beherrschten, verschob sich dagegen der Herd des „chinesischen Geschmacks“ immer mehr nach Frankreich, wo er am Hofe Ludwigs XIV. seine größten Triumphe feierte. Frankreich, Versailles führte ja damals in Europa politisch wie kulturell. Den „chinesischen Geschmack“ kennzeichnete die Bewunderung der „Kuriositäten“, des Exotisch-Seltsamen und immer mehr die Vorliebe für das Künstlich-Spielerische. Wenn er den Schmuck und die Launen des verfeinerten Lebens bestimmte und sich schließlich in der Rokokokunst ganz auswirkte, so sollten die Chinaberichte mehr auf andere Seiten unserer Kultur, auf Philosophie, Staats- und Religionslehre sowie auf die Dichtung, wirken.

Die Chinaberichte des 16. und 17. Jahrhunderts verdienen hier eine nähere Betrachtung^c. Nicht nur als Quellen der Vorstellungen und des Bildes, das wir in der deutschen Dichtung von China finden werden, sondern auch um ihrer selbst willen. Diese Berichte selbst sind schon Zeugnisse und Spiegel des geistesgeschichtlichen Werdegangs, den aufzuzeigen wir uns vorgenommen haben. An ihnen können wir verfolgen, wie der europäische Geist eine so komplexe fremde Erscheinungswelt wie die chinesische in immer weiteren Kreisen, größerer Fülle und tieferen Schichten erfaßte, worauf es ihm dabei ankam, was er entstellte, mißverstand oder verkannte, und wie auch die Vertreter verschiedener Zeitabschnitte und verschiedener Geistesrichtungen in ihren Werturteilen auseinandergingen.

^a Wie die Sammelmode z. B. am brandenburgischen Hof aufkam, zeigt sehr hübsch der Ausstellungskatalog von L. Reidemeister, *China und Japan in der Kunstkammer der Brandenburgischen Kurfürsten*, Staatl. Museen Berlin, 1932.

^b „Chines. Geschmack“: diesem Thema ist das ganze Buch von Belevitch gewidmet.

^c Die Chinaberichte des 16. und 17. Jahrhunderts sind, mit einzelnen Ausnahmen, noch nie eingehender untersucht und behandelt worden. Die beste, wenn auch meist summarische Würdigung bietet Ferd. v. Richthofen, *China I*, 1877, 646 ff., bes. 674 ff. Zu den späteren, besonders französischen Chinabeschreibungen vgl. Ting Tchaot'sing, *Les Descriptions de la Chine par les Français (1650—1750)*, Diss. Paris 1928. Neuerdings hat V. Pinot, *La Chine et la formation de l'esprit philosophique en France (1640—1740)*, Diss. Paris 1932, unsere Chinabeschreibungen in ideengeschichtlichen Längsschnitten sehr gründlich untersucht. Die vollständigste Bibliographie der Chinaliteratur bietet Cordiers *Bibl. Sin.*; für unsere Zeitspanne vgl. diesen 5 ff., 182 f., 387 (557 ff.), 580 f., 623 ff., 784 ff., 1386 ff., 2062 ff., 2314 ff., 2344 ff., 3255 ff. Eine gute Zusammenstellung in Auswahl bietet der Katalog *Das Buch in China und das Buch über China*, Buch-Ausstellung veranstaltet v. d. Preuß. Staatsbibl. u. d. China-Institut, Frankfurt a. M. 1928, 80 ff.

Aus der Menge dieser Chinaberichte wählen wir hier die wichtigsten und einflußreichsten, die sich auch ziemlich gleichmäßig über die Zeitspanne verteilen, an deren Ende eine reichlichere Verwertung in der Dichtung einsetzt:

- 1585, deutsch 1589 Mendoza, Neue Beschreibung des Königreichs China.
 1586, 1589 usw. Dillinger Missionsberichte.
 1596, deutsch 1598 Linschoten, Reise nach Ostindien — Illustrationen.
 1615, deutsch 1617 Trigault, Geschichte der Einführung der christlichen Religion in China.
 1642, französ. 1645 Semedo, Allgemeine Beschreibung Chinas.
 1654, deutsch 1654 Martini, Geschichte des tartarischen Kriegs.
 1655 Martini, Novus Atlas Sinensis.
 1658 Martini, Sinicae Historiae Decas Prima.
 1665, deutsch 1669 Neuhof, Holländische Gesandtschafts-Reise — Illustrationen.
 1667 Kircher, China Monumentis, illustrata.
 1672, 1687 Intorcetta und Couplet, lateinische Übersetzungen kanonischer Bücher.

Die ersten portugiesischen Berichte^a, die Berichte zweier in China eingekerkelter Unterhändler und des Dominikaners Gaspard da Cruz, die in den sechziger Jahren des 16. Jahrhunderts gedruckt erschienen, waren nur kurz und wurden, obgleich höchst beachtenswert, nur wenig beachtet. So konnte 1585 der spanische Augustiner Juan Gonzalez de Mendoza^b seinen Lesern sogar versichern, daß sich noch „niemandts befunden hat, der dasjenige, so man in solchen Landen gesehen, unnd bey etzlichen Jahren hero erfahren, beschrieben hat“, und als erster eine ausführliche Beschreibung des neuentdeckten China in weiteren Kreisen verbreiten. Das Werk erlebte schnell eine Reihe

^a Erste Berichte: 1. anonymer Bericht, gedruckt im Anhang von Francisco Alvarez' Historia de Ethiopia, Ausg. v. 1561; 2. G. da Cruz, Tractado . . . , Evora 1569; 3. Galeotto Pereiras Bericht soll zuerst italienisch in Venedig gedruckt worden sein, später mehrmals englisch. Vgl. Cordier, Bibl. Sin. 2062f. und G. T. Staunton in der Einleitung seiner Mendoza-Ausgabe (s. unten), S. XXXIX ff., wo zwei der Berichte auch, z. T. etwas gekürzt, wiedergegeben sind.

^b Mendoza (Mendoça): Cordier, Bibl. Sin. 8ff. Deutsche Ausgaben: Frankfurt 1589, 4^o, 7 Bl. u. 181 S.; Leipzig 1597 u. Halle 1598, diese beiden v. Dresser, der (wenigstens in der Ausg. von Halle 1598, die ich auf der Preuß. Staatsbibl. benutzt habe) weder Mendoza als Verfasser noch Kellner als Übersetzer nennt; als Teilabdruck des deutschen Mendoza (1. Buch und 6. Kap. des 2. Buches) ist noch folgende Schrift zu nennen: „Beschreibung der gedencckwürdigen Reyß Benedicti Goetz . . . in Chinam. Geschehen im Jahr / 1615“ in de Brys „Kleinen Reisen“, 12. Teil, 19—30 (nach d. Ex. d. Berner Stadtbibl.).

Grundlage meiner Darstellung und Zitate: die 1. Ausgabe, von 1589 (Ex. d. Preuß. Staatsbibl.).

Verhältnis der Übersetzung zum Original: Kellner übersetzt nur den ersten Teil, die allgemeine Beschreibung Chinas, läßt dagegen die angehängten Reiseberichte der Augustinerbrüder Herrada und Marino weg. (Vgl. v. Richthofen, China I, 649, und Belevitch XXIV, Anm. 2.) Kellner sagt dazu in seiner Vorrede: „Die andere zwey Theil aber hab ich von deßwegen vor dißmal bleiben lassen, erstlich dieweil der Kern unnd das fürnembst unnd best in diesem ersten Theil begriffen ist. Zum andern, dieweil das Buch etwas groß und weitläufftig, und dem Leser verdrißlich hett seyn mögen. Zu der befremdenden Wiedergabe chinesischer Wörter und Namen ist zu bemerken, daß sich darin die Übersetzung mit dem Original meistens deckt, abgesehen von unbedeutenden Varianten wie ei: ey, t: th, chia: cha u. ä.“

Verhältnis von Dresser zu Kellner: Dresser schreibt in seiner Vorrede, er hätte seine Beschreibung „mit etlichen zusätzen gleicher Historien vermehret“. Nach der Ausdehnung seiner Ausgabe, verglichen mit Kellners, können diese Zusätze nur unbedeutend sein; andererseits läßt Dresser die Inhaltsübersicht (wenigstens in der Ausgabe von 1598) weg.

Mendoza-Kellners Inhaltsübersicht, Bücherverzeichnis und Behauptungen über die Geschichte der Buchdruckerkunst (s. unten, S. 44) habe ich im Anhang abgedruckt.

Neuausgabe Mendozas: nach R. Parkes englischer Übersetzung von 1588 mit einer Einleitung hsg. von Sir George T. Staunton für die Hakluyt Society, 2 Bde, London 1853/54.

Zu den Verfassern, Übersetzern und Herausgebern sei im allgemeinen auf die Biographie Universelle und die Allgemeine Deutsche Biographie (A.D.B.) verwiesen.

von spanischen Neuauflagen und ebenso wiederholt aufgelegte Übersetzungen in die verschiedenen europäischen Sprachen. Ins Deutsche übertrug es — aus dem Italienischen — Johann Kellner, „deß Heyligen Reichs-Gerichts zu Franckfurt Schultheiß“, und brachte es 1589 bei Siegmund Feyerabend heraus. Der vollständige deutsche Titel deutet schon die Reichhaltigkeit und die neuen Gesichtspunkte dieses Chinaberichtes an: „Eine Neuwe, Kurtze, doch warhafftige Beschreibung deß gar Großmächtigen weitbegriffenen, bißhero unbekandten Königreichs China; Seiner fünffzehn gewaltigen Provincien; unsäglicher grosser und vieler Stätt, Fruchtbarkeit, überschwenglichen grossen Reichthums an Perlen, Edelgesteinen, Goldt, Silber und andern Metallen, grosser unerhörter Kriegsmacht, zu Wasser unnd Landt, auch fürtrefflichem, wolangestelltem, vernünfftigem Regiment unnd Policy, und deß Volcks in gemein Geschick und Scharpffsinnigkeit, dergleichen in keiner Historien, weder bey Meden, Persen, Assyriern, Juden, Griechen, Römern, noch einigen andern Völckern in der weiten Welt jemals befunden.“ Diese Kunde war tatsächlich so reichhaltig und neu und öffnete so unerwartet den Blick auf ein mächtiges, kulturell hochentwickeltes und in vielen Hinsichten vorbildliches Land am andern Ende der Welt, daß die Leser — wenigstens die deutschen — dieser neuen Kunde fast ebenso mißtrauten wie ihre Vorfahren dem Reisebericht Marco Polos. Deshalb bemühte sich Matthäus Dresser, der bekannte Humanist und Historiker, der 1597 und 1598 zwei neue Ausgaben der deutschen Übersetzung besorgte, mit den gewichtigsten Argumenten, Argumenten der Biblexegese und eschatologischen Betrachtungen — die späte Entdeckung Chinas habe Gott so gefügt, damit vor dem Weltende auch dieses mächtige Land sich noch zu seinem Wort bekehre — die Wahrheit dieses Berichtes, ja die Existenz Chinas zu beweisen!

Dresser erwähnte Polos Katai vergleichsweise, ohne aber Katai und China gleichzusetzen^a. Mendoza dagegen vermutete in seiner Vorrede, die Dresser nicht wieder abdruckte, daß es sich um dasselbe Land handle. Viele zweifelten aber daran, und noch jahrzehntelang sollten sich Gelehrte und Missionare um diese Frage streiten.

Mendoza ist nicht in China gewesen. Seine Beschreibung verarbeitete die Berichte einiger Missionare, die in den Jahren 1577, 1579 und 1581 von den Philippinen aus China besuchten, vor allem der Augustiner Herrada und Marino. Diese Berichte aber — dadurch verdient Mendozas Werk ganz besondere Beachtung — gründeten sich zu großem Teil auf chinesische Schriften^b. Der Vater Herrada und seine Begleiter hatten von ihren Reisen ungefähr hundert Bücher nach den Philippinen gebracht, wo ihnen bekehrte schriftkundige Chinesen übersetzten und auszogen, was sie wünschten. Das Verzeichnis dieser Bücher weist zwar auf vieles, was Mendoza in seiner Darstellung nicht verwertete, andererseits aber schöpfte Mendoza hier aus völkerkundlich wertvollen Quellen, die die späteren Missionare, unter dem Einfluß ihres Verkehrs

^a China und Katai: vgl. unten, S. 66, Anm. d

^b Bücherverzeichnis: s. Anhang.

mit gebildeten Chinesen, neben den kanonischen Büchern und offiziellen Geschichtswerken ihrer Beachtung nicht mehr würdigen sollten.

Dieser ersten Verarbeitung chinesischer Quellen verdankt Europa die ersten Kenntnisse der chinesischen Geschichte. Natürlich enthält die Darstellung noch viele Unklarheiten und Irrtümer. So lesen wir: „Der erste König ist Vitei gewesen . . .“ (S. 69). Ohne Zweifel handelt es sich hier um die Wu Di², die fünf mythischen Kaiser: die Sagen und Verdienste um Staat und Kultur, die die chinesische Vorgeschichte diesen fünf Kaisern zuschreibt, schreibt Mendoza seinem Vitei zu. Weiter berichtet Mendoza, daß von Vitei bis zum König Tzintzom, dem Erbauer der Großen Mauer — Tsin Schi Huang Di³ — 2257 Jahre verfließen seien (S. 71) und irrt sich dabei um rund drei Jahrhunderte. Die Kenntnisse, die wir hier gewinnen, sind also unzuverlässig und auch noch recht karg, aber sie vermitteln doch eine Vorstellung vom hohen Alter des chinesischen Reichs, von seiner Geschichte, ja seiner Geschichtsauffassung.

In seinen geschichtlichen und geographischen Kapiteln reiht Mendoza stellenweise trockene Namen und Zahlen aneinander. Um so liebevoller und gründlicher handelt er von der gegenwärtigen Herrschaftsart, den Verwaltungssystemen, Staatseinrichtungen, hohen und niederen Ämtern. Lebendige Schilderungen, die nur auf Augenzeugnisse seiner Gewährsleute zurückgehen können, wechseln mit der mehr sachlichen Darstellung ab, wie die Schilderungen des fürchterlichen Lebens in den Gefängnissen (S. 121f.) oder grausamer Folterungen (S. 114f.); oder wiederum der bunten und fröhlichen Promotionsfeier nach den staatlichen Prüfungen (S. 132f.). Anschaulich beschreibt Mendoza Höflichkeitsformen, Gastanlässe, Heiratsbräuche, Begräbnissitten, Orakelbefragungen in Götzentempeln. Bei ihm finden wir auch endlich die erste Erwähnung der Großen Mauer — mit der ernüchternden Erklärung, daß nur 80 Meilen der 500 Meilen langen Mauer „mit der Hand“, der übrige, größte Teil aber „von der Natur gemacht“ sei, aus Bergketten bestehe —, die erste Erwähnung des Tees, noch tastend umschrieben: ein „Getrenck, das in diesem Königreich sehr im gebrauch ist, und wirdt auß etlichen Medicinalischen und hohen Kräutern gemacht, das pflaget man anders nicht dann warm zu trincken“ (S. 150), und die ersten wesentlichen Begriffe von der chinesischen Schrift, ja — doch nicht in den deutscher Übersetzung — die ersten, wenn auch entstellten Muster chinesischer Schriftzeichen^a, deren Zahl Mendoza allerdings nur als „mehr denn sechs tausend“ angibt — chinesische Bücher seien in der Vatikanischen Bibliothek sowie in der Königlichen Bibliothek des Klosters zu St. Lorentz zu sehen. Mehrere Stellen unserer Beschreibung zeigen eine treffliche Erfassung chinesischer Charakterzüge. So zeichnet Mendoza das Bild des würdevollen, selbstbeherrschten Mandarinen: „In gemein haben alle diese Richter eine schöne, löbliche, große Bürgerliche Tugendt an

^a Schriftzeichen: vgl. Hakluyt-Ausgabe, 1. Bd. 121f. Bedeutend mehr, größere, aber auch noch stark entstellte Muster chinesischer Schriftzeichen finden wir in Claude Duret, Thresor de l'Histoire des Langues de cest Univers, Cologny 1613, 2. Aufl. Yverdon 1619, daselbst S. 913—921.



sich, das ist, daß sie in der Verhöre gantz gedültig sind, obschon einer sie mit Zorn und Verdruß und erhöhung der Stimme ansprache, und seind durch große Gewonheit gantz höflich unnd bescheidenlich mit den Leuten zu reden, auch mit denen, die bißweilen von inen zum Todt verdampt seindt“ (S. 106/7). Damit diese Richter, wenn sie den Hinrichtungen beiwohnen, „mit den Armen desto weniger Mitleiden haben, so lachen sie, indessen die Armen gestraffet werden, und essen und schwetzen mit einander“ (S. 124).

Neben der neuen sachlichen Anschaulichkeit und der Reichhaltigkeit der Einzelzüge, neben neuen wissenschaftlichen Maßstäben, besonders geographisch-physikalischer Art — Mendoza betont z. B. die Wirkung des Klimas auf die Bildung der Hautfarbe (S. 5). —, kommen in dieser Chinabeschreibung auch neue ethische Gesichtspunkte zur Geltung. Schon der Titel deutete an, daß der Europäer in diesem Buch die Schilderung eines Landes finden sollte, das alle bisher bekannten Länder übertreffe. Den Verdacht, „als ob diß Regiment nit wie es an ihm selber wer, sondern wie ein gut Regiment anzustellen seyn könnnt, beschrieben wer“, wies Kellner, der deutsche Übersetzer, in seiner Vorrede zurück und spielte geschickt die gesellschaftlichen und menschlichen Tugenden der Chinesen gegen die Greuelthaten aus, die die Spanier und Portugiesen in den neuentdeckten Ländern verübt hatten. China war nun tatsächlich Europa in vielen Hinsichten überlegen, wurde deshalb bewundert und als vorbildlich betrachtet und — vielleicht unabsichtlich — auch idealisiert. Die Bewunderung galt schon der Schönheit und Fruchtbarkeit und dem natürlichen Reichtum des Landes, mehr der Geschicklichkeit seiner Einwohner in Landbau, Kunstgewerbe und Handel, am meisten aber der weisen und friedlichen Staats- und Gesellschaftsordnung. An die vortreffliche Einrichtung der geheimen Reichsvisitation knüpft Mendoza den Schluß: „so muß man diß Regiment für der besten eins inn der Welt wol halten, sonderlich, wenn man das jenig, so ich nach gelegenheit dieses Regiments an vielen Orthen gesagt hab, gegen dem jenigen helt unnd erwegt, das wir von andern Regimenten auß langer Erfahrung wissen und bekennen müssen“ (S. 119). Im Gegensatz zu Marco Polo lobt Mendoza auch die Soldaten, ihre gute Ordnung und „Kriegs Disciplin, in deren sie allen anderen Nationen der Welt (. . . nach dem Zeugnis spanischer Soldaten . . .) mit Keck und Dapfferkeit fürgehen“ (S. 87)^a. Mit einer Art Schadenfreude berichtet er, daß China das „Geschütz“ und die Buchdruckerkunst lange vor Europa gekannt habe — die Erfindung des „Geschützes“ schrieben die Chinesen dem Vitei zu, dem sie ein böser Geist eingegeben, Gutenberg aber verdanke seine Kunst chinesischen Händlern, die über Rußland nach Deutschland gekommen, und deutschen Kaufleuten, die ihm Bücher aus China gebracht^b.

Während so Mendoza den meisten politischen und kulturellen Errungenschaften Chinas den Vorzug gibt, ja sie oft als Muster hinstellt, betont er

^a Soldaten: die deutsche Übersetzung ist hier ungenau und übertreibt das Lob Mendozas, das Hudson, *Europe and China*, 248, wiederum verkennt; vgl. Hakluyt-Ausgabe, 1. Bd., 85.

^b Geschichte der Buchdruckerkunst: s. Anhang.

andererseits um so mehr, daß diesem sonst so idealen Lande nur der wahre Gottesglauben fehle. Wie ein *ceterum censeo* bildet der Missionsgedanke den Schluß aller paar Kapitel, oft unerwartet wie beim Kapitel, das eine Einwohnerstatistik der fünfzehn Provinzen vorlegt und von Zahlen wimmelt: wie das Land „nun das größte ist, darvon man lesen mag, in der gantzen Welt, also wölle Gott durch seine Barmhertzigkeit im gefallen lassen, daß es zu dem Liecht seines heyligen Glaubens kommen und von deß Teuffels Tyranny erlediget werden möge“ (S. 83). Als überzeugte Apostel des Christentums konnten und wollten Mendoza und seine Gewährleute die religiösen Anschauungen der Chinesen nicht verstehen. Sie glaubten zwar, Reste eines verkommenen frühen Christentums, der Aposteltätigkeit des Heiligen Thomas zu finden: ein dreiköpfiges Götzenbild als Symbol der Heiligen Dreifaltigkeit, Darstellungen der zwölf Apostel und der Mutter Gottes mit dem Jesuskind. Sie beobachteten bei den Chinesen eine gewisse Gleichgültigkeit für ihren „Götzendienst“ und hofften deshalb, sie um so leichter zum Christentum bekehren zu können. Was Mendoza aber sonst von den religiösen Anschauungen, den Göttern und der Schöpfungsgeschichte der Chinesen berichtet, ist wirres Zeug und äußerst spärlich. Immerhin finden wir darunter zwei Heiligenlegenden, die wir als die ersten europäischen Übersetzungen aus der — in unserem Sinne — schönen chinesischen Literatur betrachten dürfen. Die erste, sinnigere, eine Guan-Yin⁴-Legende, hätte wohl einen deutschen Dichter des Mittelalters, vielleicht der Romantik, sicher der Gegenwart zu einer Wiedergestaltung reizen können, aber nicht einen deutschen Dichter der Reformations- oder Barockzeit. Zum Gedächtnis von Mendoza-Kellners Verdienst stehe sie wenigstens hier:

Die andere heylige Person, die sie Quanina nennen, ist deß Königs Tzonton Tochter gewesen, diese wolt der Vatter bestatten (verheiraten), wie er zwo andere seiner Töchter auch gethan hatt, als sie aber nicht darein willigen wolte unnd sich entschuldiget, sie hette dem Himmel gelobet in Keuschheit zu leben, erzürnete der Vatter unnd thete sie an ein gewiß Orth, das ware wie ein Kloster, da must sie Wasser unnd Holtz tragen unnd einen Garten daselbst rein unnd sauber halten. Von dieser sagen die auß China seltzame lächerliche Dinge, sonderlichen, daß die Bertuoccie (Affen) von den Bergen herunter waltzen und ihr helffen die Arbeit thun. Item, daß ihr die Heyligen das Wasser darreichen, unnd die Vögel mit ihren Schnäbeln den Garten rein hielten, auch die wilden Thier ihr das Holtze auß den Wälden zutragen. Als nun der König ihr Vatter vermeynete, sie brächte solches durch Zauberey unnd Teuffelische Künste zu wegen (wie auch wol möglich gewesen, wo ferrn das jenig, so sie von ihr sagen, wahr ist) befahle er den Orth, da sie ware, abzubrennen. Wie sie nun sahe, daß sie dieses Feuwers ein Ursach ware, wolte sie sich mit einer silbernen dicken Spindelen, welche sie bey ihr truge, ihre Haar darmit zuscheiteln, umbbringen. Als aber ein unversehener großer Regen came, ward das Feuer geleschet, sie aber flohe hinweg, unnd verbarge sich in einem Berge, da sie gantz heylig lebete. Der Vatter von wegen der Sünde, die er gegen ihr begangen hette, ward vom Aussatz durchgessen, unnd von Würmen, der gestalt, daß ihme die Artzt nicht helffen konnten; wie solches die Tochter vername auß wahrsagendem Geist, zoge sie heim, den Vatter von der Krencke zu erledigen. Als er sie nun erkannt, bahte er sie umb Verzeihung seiner begangenen Missethat, mit großer Erzeigung der Reuwe unnd Buß, die er darüber hette, unnd wolte sie anbetten. Sie aber wolte dasselbig nicht zugeben, sondern setzete sich dargegen, da sie es aber nicht abwenden konnte, setzete sie sich für ein Bildtnuß.

darmit das Gebett und Ehr ihrer Person nicht möchte zugemessen werden. Sie halten diese für sehr heylig, und bitten sie umb Vorbitt ihrer Sünden halben im Himmel, da sie dann achten, daß sie seyn solle. (S. 38f.)

Trotz Lücken und Irrtümern, tendenziösen Auslegungen und Phantasiezutaten bot Mendozas Beschreibung ein erstaunlich anschauliches und in vielem recht getreues Bild von China. Anschaulich und getreu aber nur im Sinne der Schilderung durch das Wort. Daß die Schilderung durch das Wort nicht genügte und nicht genügen konnte, um dem Europäer eine wirkliche bildliche Vorstellung von China und den Chinesen zu verschaffen, zeigen die Illustrationen, die die berühmten Kupferstecher und Verleger de Bry nach Mendozas Beschreibung ausführten und 1598 ihrer deutschen Übersetzung von Linschotens Reise nach Ostindien beifügten^a. Linschoten hat China wohl nicht betreten. Die paar kurzen Kapitel^b, die er ihm widmet, stammen im wesentlichen aus Mendoza, auf den er am Schluß auch für weitere Auskunft verweist; die wenigen neuen Züge seiner Schilderung verdankte er vielleicht mündlichen Berichten oder konnte er in Indien oder auf den indischen Inseln beobachten, wo der Chinese schon damals zum bunten Ortsbild gehörte. Wie die Kupferstiche, die afrikanische und indische Menschen und Szenen darstellen, nach Reiseskizzen Linschotens entstanden, dürfen wir Linschoten wohl auch die „Contrafaytung der Kauffleut auß China, so zu Bantam handeln“, zuschreiben^c. Wir sehen drei Männerfiguren mit weiten Kleidern, besonders Ärmeln, zwei mit Haarknoten; einer hält einen Fächer, der zweite einen Sonnenschirm, der dritte eine chinesische Marktwaaage in der Hand — aber der Schnitt der Kleider, der Ausdruck der Figuren, besonders der Gesichter, und die Kopfbedeckungen haben wenig Chinesisches. Sollten nun europäische Künstler ausschließlich nach den geschriebenen Schilderungen Mendozas entsprechende Bilder schaffen können? Wie reich auch Mendozas Schilderungen gerade an Einzelheiten über die verschiedenen chinesischen Trachten sind, so genügten diese doch nicht, um ein vollständiges Bild zu geben. Die Angaben, oft noch falsch verstanden, bestimmen einzelne Teile des Bildes; um die Lücken zu füllen, springen geläufige europäische, zeitgenössische, mittelalterliche oder „antike“ Vorstellungen ein. Auf einem Bilde der Promotionsfeier werden die „Hüte mit Flügeln“ der Mandarinen zu Merkurhelmen! Und man betrachte das bunte Bild eines großen Gastmahls: wie wenig Chinesisches in den Kleidungen dieser Herrschaften und Diener und Komödianten,

^a Linschoten: Ausgaben im allgemeinen: Cordier, *Bibl. Sin.* 2071f., ausführlicher P. A. Tiele, *Mémoires bibliographiques sur les journaux des navigateurs hollandais*, 1867. Deutsche Ausgabe: als 2. Teil in den sog. „Kleinen Reisen“ der de Bry, 1598 und 1613, mit dem Titel „Ander Theil der Orientalischen Indien, von allen Völkern, Insulen . . . so von Portugal auß, lengst dem Gestaden Aphrica, biß in Ost Indien und zu dem Landt China, sampt andern Insulen zu sehen seynd . . . durch Joan Hugo von Linschotten auß Hollandt . . .“

Grundlage meiner Darstellung: 2. Ausg. von 1613 (Ex. d. Berner Stadtbibl.).

^b Chinakapitel: S. 59—67.

^c Kupfertafeln: „Contrafaytung . . .“: Tafel XXIII zum „Dritten Theil der Oriental. Indien“; Illustrationen nach Mendoza: 10 der 38 Tafeln, nämlich Tafel XXIII—XXXII, zum „Andern Theil der Oriental. Indien“. — Belevitch, 240, glaubt, nach der französischen Ausgabe, noch ein anderes Bild auf eine Skizze Linschotens zurückführen zu können. Wenn Reichwein, 24, sagt, 1596 und 1598 seien in Holland die „ersten chines. Portraits“ erschienen, so ist der Ausdruck „Portrait“ hier mindestens irreführend.

auch in ihren Haltungen und Gebärden, und wie renaissancehaft-europäisch alles Architektonische! Die chinesische Bauweise hatte Mendoza in seiner Beschreibung allerdings am wenigsten berücksichtigt, dagegen schon, was noch andere nach ihm tun sollten, chinesische Gebäude mit römischen verglichen^a.

Die jährlichen Briefe der Jesuitenmissionare an ihre Vorgesetzten^b befaßten sich naturgemäß vor allem mit der Missionsarbeit. Doch fielen darin mindestens Streiflichter auf die Leute, die sie bekehren wollten, auf deren Sitten und Land. Eine Reihe solcher Briefe aus den ostasiatischen Missionsgebieten kamen als „Sendschreiben“, „Zeitungen“ oder „Relationen“ in Dillingen heraus. Darunter verdient die „Copey eines Schreibens P. Nicolai Longobardi geschriben auß China, den 18. October, Anno 1598“, die 1601 deutsch erschien, wohl besondere Beachtung^c. Der gelehrte und anpassungsfähige Sizilianer Longobardi sollte später der Nachfolger Riccis als Generalvorsteher der Jesuitenmission in China werden, auf Riccis eigenen Wunsch. Sein Bericht hat gegenüber Mendozas — anderthalb Jahrzehnte später — den Vorzug, auf chinesischem Boden und aus dem geistigen Verkehr mit gebildeten Chinesen heraus entstanden zu sein. Die Jesuiten hätten eingesehen, erzählt uns Longobardi ausführlich, daß sie, solange sie „mit dem Tittel und Habit der Bontzen^d beklaidt und genennt waren“, bei den Chinesen nichts erreichten, in der Tracht und mit dem Titel der Gelehrten dagegen sehr viel — eine missionsgeschichtliche Tatsache, die sowohl die Haltung der Jesuiten als die Anschauungen der Chinesen bezeichnet. Die Jesuiten setzten aber alles daran, sich auch geistig mit den chinesischen Gelehrten messen zu können. Als Frucht dieses Strebens finden wir hier wohl die erste Übersetzung eines typischen chinesischen Briefes, den ein befreundeter Gelehrter^e dem P. Ricci schrieb, sowie mehrfache Erwähnungen des Konfuzius und des Konfuzianismus^f und einige treffliche Bemerkungen über die Schwierigkeiten und Feinheiten der chinesischen Sprache. Das Wertvollste an Longobardis Schreiben dürfte aber die Zusammenstellung der idealen Eigenschaften Chinas unter zehn Punkten bedeuten. Wengleich Longobardi darunter die idealen Zustände und Bedingungen für das Bekehrungswerk meint, so gehören doch die

^a Chinesisch-römisch: Mendoza, 25.

^b Jährliche Missionsberichte: Cordier, *Bibl. Sin.*, 784 ff. — Vgl. das zu Unrecht verallgemeinernde Urteil Reichweins, 23f., über das „Sendschreiben“ von 1589 (das ich nicht habe einsehen können); Reichwein erwähnt auch Mendoza nicht.

^c Longobardis Schreiben lat., ital. u. franz.: Cordier, *Bibl. Sin.*, 797f. Deutsch: in „*Neue Historische Relation, Und sehr güte, fröliche und lustige Botschaft, was sich in vilen gewaltigen Königreichen der Orientalischen Indien, wie auch inn dem mächtigen Königreich China... zuvorderst aber in Jappon... zugetragen...*“ F. 25v—52v. Neudruck in Dillingen 1602? (vgl. Cordier, *Bibl. Sin.*, 800; Cordier, *ib.*, ist übrigens unsere „Copey“ Longobardis entgangen.) Benutzt habe ich das Exemplar der Kantonsbibl. Arau.

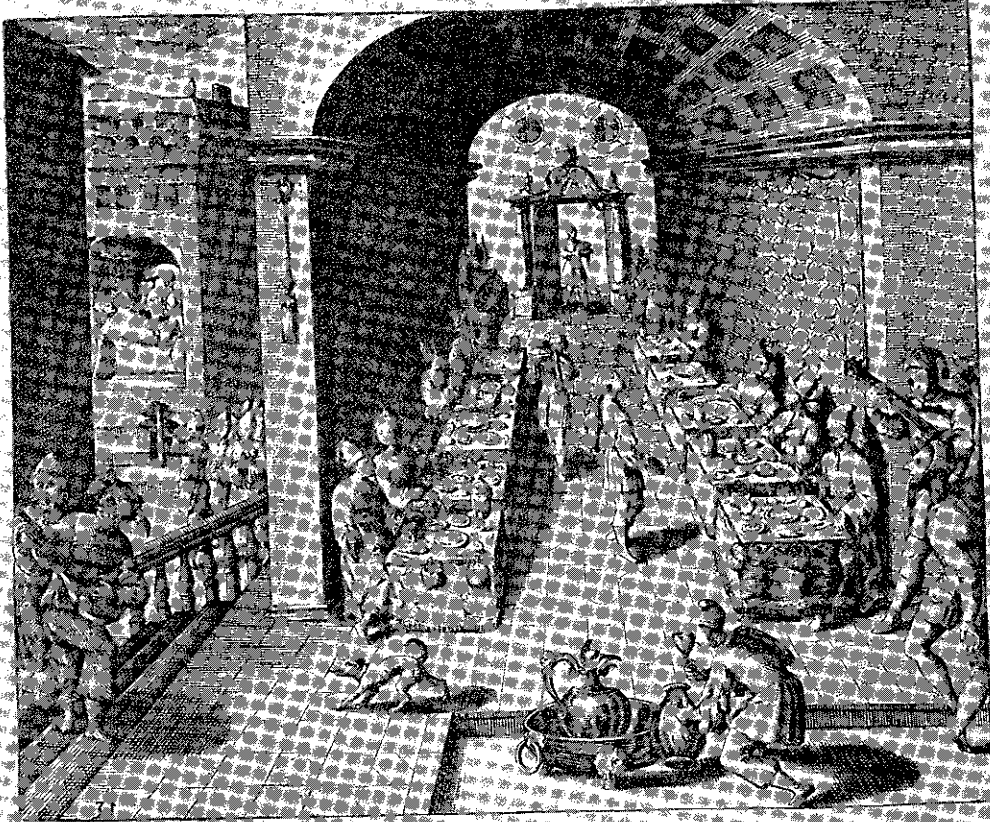
Robert Chabrié, *Michel Boym Jésuite Polonais et la fin des Ming en Chine*, Diss. Genf 1933, S. 28, nennt Longobardi auch als Verfasser eines berühmten „*Traité de la doctrine de Confucius*“; sein „*Traité sur quelques points de la religion des Chinois*“ wurde 1701 im Dienste des Ritenstreits veröffentlicht, vgl. Pinot, *La Chine*, 309 ff. — Über Longobardi vgl. auch Cordier, *Hist.* III, 250f., 219 ff.

^d Das Vorkommen der Wörter „Bonzen“ und „Mandarinen“ (s. Anhang), die übrigens gebraucht werden, wie wenn sie als bekannt vorausgesetzt würden, rückt deren Einführung in die deutsche Sprache bedeutend weiter hinauf, als sie in Kluges *Etymolog. Wörterbuch* (11. Aufl., besorgt von A. Götze) angegeben wird. Hier finden wir auch die Bezeichnung „Chineser“, die Mendoza-Kellner noch meistens mit dem Ausdruck „die auß China“ umschreibt.

^e Gelehrter chinesischer Freund des P. Ricci: „Thaiso“ (Taiso), gebürtig aus „Suceo“ (vgl. F. 28v und 29v ff.).

^f Erwähnungen des Konfuzius: s. „Punkt“ 6 u. 8, sowie den Anhang.

Wuß was weiß die Chinen ihre Gastungen halten/ auch wie sie die Sterbenden trösten.



Die Chinen stellen bey ihren Gastungen so viel statthich be-
 mahlich und mit Eiden und andern vnbhengen Tisch dar/ als der geladenen Gäste seind/ welche sie
 mit allerley Confecten und Zuckeren/ Thieren und Gevögeln/ wie auch mancherley andern Spei-
 sen neren. Sie gebrauchen viel Kurwen mit Sirensprich/ Comedien und dergleichen. In fall
 der geladenen Gäste einer aussenbleibet/ wird nichts desto weniger sein Tisch beneben den andern ge-
 neret/ und mit allerley roher Speiß bestellt/ welche sie nach gehaltenen Mahlen durch ihre Diener vor den Gä-
 sten her/ bis in der aussenbleibenden Behaltung mit sonderlicher Solennitet heimtragen lassen.
 So in diesem Königreich jemand krank/ oder in sterbens nöthen ligt/ dem wird als bald ein abscheulichs
 Leiffenbild vor das Bett gebracht/ dasselbige hat in der linken Hand eine Sonn/ an der rechten einen Dolch/
 mit welchem es den Jemachen so es ansieht/ drohet. Dieses Bild wird den sterbenden vorgelicht/ und ge-
 hört es so scharff anzusehen/ damit es in jener Welt sein Freund sey/ und jhnt sein
 sey zufügt. Denn sie die Vnsterblichkeit der Seelen
 auch glauben.

meisten dieser Eigenschaften zum geistigen Bild Chinas, wie es sich in Europa bei seinen Bewunderern allmählich durchsetzte: 1. die reine Monarchie — „kaine particular Fürsten, Hertzogen oder Vasallen darinnen“ (F. 34 v.); 2. die einheitliche Landessprache (Mandarinensprache); 3. der natürliche Reichtum des Landes; 4. die Zucht, Ehrbarkeit, Würde, auch in der Kleidung; 5. der Lerneifer, die staatlichen Prüfungen, die ausgedehnte Volksbildung — auch der Geringste könne lesen und schreiben (schon Mendoza [S. 127] übertrieb die allgemeine Schreib- und Lesekunde der Chinesen, eine Idealisierung, die für diese Zeit ebenso charakteristisch ist wie die gegenteilige Übertreibung, die des Analphabetentums in China, für die letzten achtzig Jahre); 6. die Vortrefflichkeit der Gesetze — „Und, daran dann mehr gelegen, floriert die Observantz derselben dermassen, daß eygentlich gesagt kan werden, wann Plato widerumb auff die Welt käme, er sagen wurde, sein Beschreibung und Model einer Republic oder gemainen Regiments sey in China angericht und ins Werck gestellt worden“ (F. 37 v.); alle Pläne zu Regierungsmaßnahmen werden den Gelehrtenräten zur Begutachtung vorgelegt, unter den Gelehrten aber herrscht ungewöhnliche Übereinstimmung, „also das alle der Lehr eines ainigen Doctoris und Maisters nachfolgen, welcher mit Namen Confusus gehaissen“ (F. 38 v.); 7. das Verbot des Müßigganges; 8. das verständnisvolle Festhalten an der Tradition — „fürnemblich aber befleissen sie sich gar sehr, daß die Lehr ires Confusi pur und gantz rain erhalten werde. Und die Warheit zu schreiben, die Außleger oder Erklärer ziehen die Sententzen und Mainungen ihres Confusi starck an, vergleichen die mancherley Text oder Lectiones, und zehlen und messen auch so gar die anzahl der Wörter mit einem solchen fleiß und so genaw, daß sich darob zu verwundern“ (F. 39 v.); 9. verschiedene Tugenden, darunter die kindliche Pietät als höchste; 10. die Chinesen, besonders die Gelehrten, sind Atheisten. Ergo: ein günstiger Boden für den Samen des christlichen Glaubens! Dies ist die Schlußfolgerung des überzeugten Glaubenspredigers, die Schlußfolgerung aus allen zehn Prämissen. Longobardi schien es noch nötig, das Mißtrauen Europas gegenüber allzu lobenden Chinaberichten zu widerlegen. Das ideale Bild von China, dessen Hauptzüge er so klar zeichnete, setzte sich durch — spätere chinabegeisterte Staats- und Kulturphilosophen, wie etwa Voltaire, sollten aber zu ganz anderen Schlußfolgerungen kommen.

Wieder anderthalb Jahrzehnte später, 1617, erschien die „Historia von Einfüehrung der Christlichen Religion, in das grosse Königreich China durch die Societet Jesu . . . Auß dem Lateinischen R. P. Nicolai Trigautij“, übersetzt von Paulus Welser^a. Der belgische Jesuit Trigault widmet den größten Teil seines Werkes, vier von fünf Büchern, der Missionsgeschichte in China und schickt dieser, als Grundlage zu deren besserem

^a Trigault. Ausgaben: Gordier, *Bibl. Sin.*, 809 ff. Die erste lateinische Ausgabe erschien 1615, wie die deutsche in Augsburg. Deutsche Übersetzung. Paulus Welser gehört wohl zu der berühmten Augsburger Kaufmannsfamilie; die A.D.B. (Bd. 41, S. 690) nennt allerdings unter den literarischen Arbeiten des von ihr erwähnten Paulus Welser (1555—1620) diese Übersetzung nicht. — Verhältnis zum Original: Welser sagt in seiner Vorrede, er habe nicht wörtlich übersetzt, „sonder, ob wol die anzal der Bücher unnd Capitl erhalten, doch hin und her vil abgekürtzt, etlich ding besser erleutert. . .“ — Benutzt habe ich das Exemplar der Kantonsbibl. Freiburg (Schweiz).

Verständnis, eine allgemeine ethnographische Darstellung voraus. Diese Darstellung beruht auf der fast dreißigjährigen Erfahrung des P. Matteo Ricci, den Trigault den „rechten Author oder scribent diser histori“ nennt, dessen Bericht er nur ergänzt habe^a. Trigault selbst hat „alle der Societet in China habende Häuser besucht und also Sechs Landschafften desselbigen Königreichs durchrayst“ (Vorrede). Seine Beschreibung ist weniger anschaulich und lebendig als die Mendozas, aber sachlich zuverlässiger, vollständiger und kritischer. So kritisiert Ricci-Trigault die Etikette: „Die Chineser haben von alters den namen, das sie Höflich seyen, setzen auch die Hoflicheit under die fünf Haupttugenten . . . Es ist aber deß gesprengs sovil, das sie schier die gantze zeit darmit zubringen“ (S. 47). Wenn schon seine Vorgänger den chinesischen Aberglauben anfochten, so folgert Trigault daraus: „wie diß Volck dem Aberglauben über die massen ergeben, also ist es auch unwarhaft und falsch“ (S. 74). Von den Soldaten hält er nicht viel: „Ihre Rüstungen und wehren sind weder ihnen nutz noch den feinden sonders schädlich, sonder dienen allein zu etwas schein inn den Musterungen“ (S. 76/7). Andererseits verdanken wir Trigault eine erste umfassende, wenn auch kurze Beurteilung chinesischer Weisheit und ihrer Rolle im Staatsleben: „die Philosophi besitzen zwar das Königreich nicht, regiern aber den König“ (S. 24), „Under vilen Edlen Künsten, dern der Menschliche verstand fähig ist, haben die Chineser nur eine recht oder doch zimlich wol ergriffen, namlich die Philosophiam Moralem . . .“ (S. 23); gegenüber der Moral- und Staatsphilosophie seien Naturkunde, Mathematik, Astronomie und Arzneikunst nur schlecht entwickelt. Hier erfahren wir auch mehr über Konfuzius, sein Leben und seine Geltung. Anknüpfend erwähnt Trigault wohl als erster die neun klassischen Bücher, allerdings ohne nähere Angaben über die einzelnen: „Dise neun bücher sind die älteste in China, darinn auch sehr vil nutzliche lehren, exempel und gleichnussen zu Regimentssachen und burgerlichen tugenten zu finden, ihrer Ceremonien und Opfer zu geschweigen“ (S. 26/7). Ricci-Trigault ist aber kein fanatischer Bewunderer des chinesischen Philosophenstaats und so schließt er dieses Kapitel, das noch von den staatlichen Prüfungen, Gelehrtengraden u. ä. handelt, in leicht ironischem Ton: „Es halten aber die Chineser auff die, so der Politischen Kunst erfahren, sovil, das sie vermeinen, dieselbige künden in keiner sach irren, sonder verstehn alles, wie unterschiedlich es gleich von ihrer profession oder Thon (Tun) seye“ (S. 30). Bei Trigault finden wir auch zum erstenmal ein Kapitel „Von der Chineser vermeinten Religion, und dero Secten“, der „Secte der Gelehrten“ (Konfuzianer), der „Secte Sciequia^b oder Omitose“^c (Buddhisten) und der „Secte des Lauzu“^d (Taoisten), die auf Jahrzehnte zum festen Bestand aller Chinabeschreibungen

^a Trigault hat Riccis Bericht auch aus dem Italienischen ins Lateinische übersetzt (Vorrede).

Die deutsche Ausgabe ziert ein Titelkupfer, worauf eine kleine Karte Chinas sowie P. Ricci in der Mandarinentracht der Missionare zu sehen sind. — Inhaltsverzeichnis, Abschnitte über die Grundlage der Beschreibung, über Tee, Konfuzius und die kanonischen Bücher im Anhang.

^b Schi-Gia^a, chines. für Säkya(-muni).

^c A-Mi-To Fo^a, für Amithäba.

^d Lau Dsi⁷.

wurden. Die „Secte der Gelehrten“ anerkennt, wie die „alten Chineser“, nur einen Gott, den Himmelskönig; diesem darf allein der Kaiser opfern, während alle Anhänger dieser „Secte“ aus Pietät ihren Ahnen Opfer bringen. Sie hat keinen Tempel für ihren Gott, keinen Gottesdienst und setzt sich nur die moralische Regelung der menschlichen Beziehungen^a zum Ziel. Deshalb sind viele der Meinung, „der Gelehrten Sect sey kein Religion, sonder nur ein Schul zu anstellung gutten Regiments“ (S. 83). Von der „Secte Sciequia“ erzählt uns Trigault die geschichtliche Legende ihrer Einführung im Jahre 65 n. Chr., verliert sich dann aber wie Mendoza in Spekulationen über frühere Verknüpfungen mit dem Urchristentum; immerhin behandelt er die Lehre von der Seelenwanderung — die „die erfinder diser Sect“ Pythagoras verdankten! Vom Philosophen Lauzu, nach dem sich die „Secte des Lauzu“ nenne, berichtet Trigault nur wenig^b. Er habe zur Zeit des Konfuzius gelebt, nachdem er achtzig Jahre im Mutterleib zugebracht — eine Legende, die sich die künftige Chinaliteratur nicht mehr entgehen ließ. Von seinem metaphysischen Werk, dem Taoteking, sollte Europa noch lange nichts erfahren — „Er hat sein Lehr nicht schriftlich hinterlassen“ (S. 87), versichert uns Trigault. Die „Pfaffen diser Sect, so Tausa^c genannt werden“ (ib.), kennzeichnet er nach ihren äußeren Betätigungen: sie sind Exorzisten, Wettermacher und Musikanten, die zu Opferzeremonien gedingt werden. Von ihren religiösen Anschauungen weiß er wenig, dagegen berichtet er von ihrem erblichen Papsttum. Außer diesen drei Hauptsekten gebe es noch etwa dreihundert Nebensekten „und seind noch in täglichem zunemen und ihre Lehren je lenger je verderblicher, in dem sie die Thür zu allen lastern öffnen“ (S. 90). Wenn es aber auch überall von Götzenbildern wimmle, so seien „ihrer doch wenig zu finden, die solchen abscheulichen Götzen gedichten glauben geben; allein bereden sie sich, nutze diser eusserliche Götzendienst nicht, so schade er auch nicht“ (ib.). Und so sei, bei dem scheinbaren Polytheismus, der Atheismus am meisten verbreitet.

Bei Trigault finden wir auch, im Kapitel „Von den Handwerckern in China“, erste — meist abschätzige — Werturteile über die wesentlichsten Zweige chinesischer Kunst^d. Einzig die chinesische Schauspielkunst, deren eigenartiges Wesen seine Zeit noch leichter bewundern, ja verstehen mochte, lobt Trigault. Schon Mendoza streifte die „Comedien . . ., deren sie dann ubertreffliche Meister seind“ (S. 37). Trigault urteilt ähnlich: „Zu den Comedien haben sie einen sonderbaren lust unnd thuns uns mit denselbigen bevor“ (S. 18) und charakterisiert kurz ihre Spielweise: „Dise Comedianten pflegen vast alles zu singen und sam nie auff gemeine weiß zu reden“ (S. 19). Die anderen chinesischen Kunstzweige verurteilt Trigault, so die Baukunst:

^a Menschliche Beziehungen: die bekannten „fünf Beziehungen“.

^b Lau Dsi: vgl. meinen Aufsatz „Das Schicksal Lau Dsis im Europa des 17. und 18. Jahrhunderts“, in *Sinica* VIII, 232 ff.

^c Dau-Schi⁶.

^d Beurteilung der chinesischen Kunst: vgl. auch Belevitch, 175 ff. Man bewunderte allgemein die kunstgewerbliche Fertigkeit der Chinesen, aber nicht ihre eigentliche Kunst. Mendozas Urteil: „Sie seind auch kunstreiche und vortreffliche Mahler, von Laubwerck, Gevögel und aller Art Wildesgewächß . . .“ (S. 29) bezieht sich ebenfalls auf das Kunstgewerbe.

Mit den gebäwen thon sie es den unsern bey weittem nicht gleich, so wol der schöne als der beständigkeit halb (S. 16),

Malerei und Plastik:

Das Mahlen, wie auch Bilder machen, ist bey disen Leuten treffenlich gebreuchig. Sie machen aber durchauß nichts guts. Zum mahlen brauchen sie weder Ölfarben noch schattierungen, sehen also ihre Figuren mehr todten als lebendigen Menschen oder Thieren gleich. Mit den Bildern, welche sie auß Metall, Marmelstein, Erden, ec. machen, seind sie noch vil ungeschickter, dann sie die proportion nicht nach gewissen Reglen, sonder nur nach augen nemen, welche sich oft irren, und je grösser das bild ist, je grösser und deutlicher wirdt auch der irrthumb (S. 17),

und schließlich die Musik:

Sie haben vil unterschiedliche Musicalische Instrument (darunder gleichwol kein Orgel, Clavicordi, oder was dergleichen ist), so an der gestalt den unsern nicht ungleich. Aber an der Kunst seind sie sehr seücht, wissen nichts von concerten oder zusammen lautung unterschiedlicher stimmen, sonder gehet alles in Unisono oder einem Thon. Dise in unsern ohren ubel klingende Music hat ihnen dannoch bißher sehr wol gefallen, und haben sie vermeint, es seye darmit ihres gleichen nicht (S. 17/8).^a

In Baukunst, Malerei, Plastik und Musik hatte eben Europa schon längst andere Wege eingeschlagen und der Kunstauffassung neue technische Erfindungen dienstbar gemacht. Eine Würdigung chinesischer Kunstauffassung und -technik hätte vom naiveren Menschen des 17. Jahrhunderts eine geistige Umstellung verlangt, die auch heute noch, trotz den geistigen Erschütterungen und Läuterungen, die uns unsere Kulturentwicklung gebracht, nur wenigen möglich ist. Beachtenswert ist aber, daß Trigault sein Urteil über die chinesischen Künste schon in die Worte gefaßt hat, in die es auch heute der verständnislose Europäer im wesentlichen noch faßt.

Einen bedeutenden Schritt weiter bringt uns wiederum das Imperio de la China des portugiesischen Jesuitenvaters Alvarez Semedo, das 1642 in Madrid herauskam^b. Das Werk, dessen zweite Hälfte ebenfalls der Missionsgeschichte gewidmet ist, erschien bald in italienischer, französischer und englischer Übersetzung und wurde so auch in Deutschland bekannt. Es hält sich an das üblich gewordene Schema solcher allgemeiner Darstellungen, wie es Mendoza oder Trigault boten, ist aber umfangreicher und ausführlicher. Das vortreffliche Werk, wie es der berühmte Geograph und Chinaforscher Ferdinand von Richthofen nennt, ist ebenfalls eine Frucht dreißigjähriger Erfahrung und Beobachtung und enthält besonders viele Anekdoten, miterlebte, gehörte oder gelesene, die die sachlichen Ausführungen beleben und veranschaulichen. Auch Semedos Urteil ist kritisch, ja oft sarkastisch und mißgünstig. Dieser Art ist seine Würdigung des „Confusio“, seines Kultes und seiner Schriften. Konfuzius und seine Jünger stellt er geradezu als schädliche Reformer und Opportunisten dar, wozu er auch seine Anekdote hat. Wenn gleich oft in diesem mißgünstigen und fälschenden Lichte, so berichtet Semedo

^a Über Musik: s. noch Anhang.

^b Semedo. Ausgaben: Cordier, Bibl. Sin., 23 ff. Als Grundlage diente mir die französische Ausgabe „Histoire universelle de la Chine“, Lyon 1667, Exemplar der Berner Stadtbibl.



hier doch Neues. Dazu finden wir bei ihm erste kurze Inhaltsangaben der fünf klassischen Bücher, denen er zwar Mangel an Ordnung und Klarheit vorwirft, sowie eine erste Erwähnung des Menzius — „Mensiü“ —, des einzigen staatlich anerkannten Philosophen neben Konfuzius. Wohlwollender, sachlicher behandelt Semedo die „drei Sekten“, im wesentlichen wie Trigault, doch klarer und reicher an Einzelzügen. Er berührt die Bedeutung der Familie in der konfuzianischen Weltanschauung und schließt seine Ausführungen über die „Sekte der Gelehrten“: „In einem Wort haben sie die lobenswerte Gewohnheit, alles auf eine gute Führung des Staates, auf die Ruhe und den Frieden der Familien und auf die Ausübung der Tugend zu beziehen“ (S. 127). Die „Sekte der Tausi“, wie Semedo die Taoisten schon richtiger nennt, setzt sich das leibliche Wohl zum Ziel, „ein angenehmes und friedliches Leben, frei von Arbeit und Ärger“ (S. 127/8). Semedo berichtet schon viel über die Ordensregeln der Tausi wie auch der Anhänger des Xaca, Buddhas, dessen Lehre, die einzig auf den Frieden der Seele ausgehe, er in einigen wesentlichen Zügen uns vermittelt. Klarer und ausführlicher als seine Vorgänger unterrichtet Semedo z. B. auch über Sprache und Schrift und deren Geschichte; während Trigault behauptete, ein Gelehrter müsse 80 000 Zeichen kennen, erwähnt Semedo schon zutreffender, daß es ein Wörterbuch von 60 000 Zeichen gebe, daß aber die Kenntnis von 8—10 000 Wörtern für den gewöhnlichen Bedarf ausreiche. Wie auf dem Gebiete der Sprache, der Religionen, des Konfuzianismus und der klassischen Literatur, so bereichert und berichtigt Semedos Werk auch auf fast allen anderen Gebieten das Bild und die Kenntnis Chinas, obschon, wie erwähnt, in oft subjektiver, anfechtbarer Bewertung.

Die Mitte des Jahrhunderts brachte eine Wendung in die Chinakunde; statt der allgemeinen Beschreibungen sollte nun Europa einige verhältnismäßig gründliche Werke aus verschiedenen Sondergebieten kennenlernen. Allerdings erst nur die gelehrteren Kreise; denn diese Werke erschienen lateinisch und wurden nur zum Teil und oft viel später in lebende Sprachen übersetzt. Das waren erst, in den fünfziger Jahren, die geschichtlichen und geographischen Werke des Tridentiner P. Martin Martini, denen in den drei folgenden Jahrzehnten die noch mehr epochemachenden Übersetzungen einiger kanonischer Bücher durch französische Jesuitenväter folgen sollten.

1654 gab Martini seine „De Bello Tartarico Historia“ heraus^a. Dieses Geschichtswerk erschien noch in demselben Jahr in den verschiedenen europäischen Sprachen, auch in deutscher — ein Zeichen, wie sehr Europa an den geschichtlichen Vorgängen in China teilzunehmen begann. Martinis „Historia von dem Tartarischen Kriege“ ist ein lebendiger Augenzeugenbericht, nicht frei von Irrtümern^b und tendenziösen Auslegungen — den Tartareneinfälle betrachtet Martini z. B. als eine Strafe Gottes an den Chinesen für ihre Christenverfolgungen unter dem Kaiser Wan Li⁹ —, aber doch die erste, fast

^a Martini, Tartar. Krieg. Ausgaben: Cordier, Bibl. Sin., 63 ff. Deutsche Ausgabe: München 1654 (nach Merkel, Sinica VII, 130, Anm. 1), Amsterdam 1654 und München 1655 (?) (nach Cordier, 625), Hamburg 1696 in der Reisesammlung von Olearius.

^b Irrtümer: z. B. in der Aufzählung der Dynastien vor den Ming.

zwei Jahrzehnte lang einzige und auch heute noch beachtenswerte Quelle dieses Abschnittes der chinesischen Geschichte. 1655 folgte Martinis „*Novus Atlas Sinensis*“, dem keine deutsche wie überhaupt nur wenige andere Ausgaben vergönnt waren^a. Diesem Werk hat der berufene Fachmann Ferdinand von Richthofen eine eingehende Würdigung gewidmet. Er nennt Martini den einzigen Geographen unter den Hunderten von China-Missionaren des 17. Jahrhunderts, seinen Atlas eines der wenigen Chinawerke jener Zeit, die aus genauer wissenschaftlicher Forschungsarbeit entstanden sind. „Auch war er der erste, welcher in warmer Weise die Wahrhaftigkeit seines großen Vorgängers Marco Polo verteidigte und dies sachgemäß begründete.“ Der Atlas kam hauptsächlich der geographischen Kenntnis Chinas zugute, doch hat Martini darin auch die Sitten, Anschauungen usw. der Chinesen behandelt, in möglichst objektiver Beurteilung: er bewundert vieles, wie Richthofen sagt, überschätzt aber die geistige Kultur des Volkes nicht. 1658 schenkte Martini seinen Zeitgenossen sein letztes Werk, die „*Sinicae Historiae Decas Prima*“^b. „Die Geschichte des äußersten Asien, schreibt er in der Vorrede, oder des Großen Reiches der Chinesen . . ., den Europäern bis heute noch unbekannt, lege ich dir vor, amice Lector. Eine ältere Geschichte, mit Ausnahme der biblischen, und, wenn wir den Chinesen glauben dürfen, eine zuverlässigere gibt es nicht auf der Welt.“ In diesem Quartband von 362 Seiten lernte nun das gelehrte Europa — die einzige neusprachliche, eine französische, Übersetzung erschien erst 1692 — die chinesische Geschichte „vom Ursprung der Menschen bis zu Christi Geburt“ kennen, eine freie und kürzende Übersetzung einer chinesischen Geschichtsdarstellung mit all ihren Mythen, Legenden und Anekdoten, natürlich auch nicht ohne Entstellungen — Martini stellte z. B. Lau Dsi als „chinesischen Epikur“ dar, der als höchstes Gut des Menschen die Voluptas gepriesen habe, eine Darstellung, die sich ebenfalls lang und hartnäckig in der späteren Chinaliteratur behauptete^c.

Die Chinakunde des 17. Jahrhunderts verdankt der gründlichen und unermüdlichen Gelehrtenarbeit Martinis nicht nur die ersten geschichtlichen und geographischen Werke über China, sondern auch, wie schon angedeutet, die endgültige Entscheidung der Frage, ob China und Katai dasselbe Land bezeichneten^d. In der Zukunft konnten diese Namen höchstens noch in oberflächlichen Sammelwerken wie dem 1688 erschienenen „*Thesaurus Exoticorum*“ des Polyhistor und Romanproduzenten Happel nebeneinander stehen^e.

^a Atlas. Ausgaben: Cordier, *Bibl. Sin.*, 182. Vgl. Richthofen, *China I*, 674 ff.

^b *Sin. Hist. Decas Prima*. Ausgaben: Cordier, *Bibl. Sin.*, 580. Die erwartete „*Decas secunda*“ scheint nie erschienen zu sein, vgl. Cordier, *ib.* — Vgl. dazu Ting Tschau-ts'ing, *Les Descriptions*, 40 f., und dessen Vorwort von H. Maspéro, nach dem als Vorlage das „*Tung Gien Gang Mu*“¹⁰, die damals gebräuchlichste Geschichtsdarstellung von Si-Ma Guang¹¹ (11. Jahrhundert), zu betrachten wäre.

^c Lau Dsi. Vgl. meinen erwähnten Aufsatz „*Lau Dsi's Schicksal*“, worin ich Martinis Darstellung, die auch einen ersten Weisheitsspruch von Lau Dsi enthält, im wesentlichen wiedergegeben habe. — Lau Dsi als Prophet der Wollust: z. B. Neuhof (s. unten), 287, Dapper (do, S. 67, Anm.), 55, Olearius, in den Anmerkungen zu Andersen (do, S. 64), 103, Lohenstein im „*Arminius*“ (1. Teil, 5. Buch); in begleitenden Illustrationen wird der Maitreya oder Mi-lo Fo, der „Dickbauch-Buddha“, als „Abgott der Wollust“ hingestellt.

^d *China-Katai*: vgl. Richthofen, *China I*, 666 ff.

^e Happel, *Thesaurus*, 33: „... das reiche Tartarische Königreich Catai, Nordwärts oberhalb Sina.“

Für Martinis wissenschaftlichen Geist zeugt auch, daß er in seinen Vorworten die Umschrift chinesischer Laute erklärt: ein *ch* sei „more Hispanico“ — also wie *dsch* oder *tsch*, auslautendes *m* wie *ng* auszusprechen^a. Nach der noch sehr wirren und uneinheitlichen Umschrift der ersten Chinaberichte, die z. B. bei Mendoza wohl vor allem auf den Dialekt seiner südchinesischen Dolmetsche zurückzuführen ist, die andererseits aber jeder Berichterstatter seinem eigenen Sprachgebrauch anpaßte, hatte sich allmählich die portugiesische Umschrift im ganzen Europa durchgesetzt. Spätestens seit Semedo finden wir auch statt anlautendem *sch* das so befremdende portugiesische *x* in unseren lateinischen, französischen und deutschen Werken. So befremdend — und doch, wie einfach und einheitlich war diese Umschrift des 17. Jahrhunderts, verglichen mit den Dutzenden von Umschriften, in denen wir uns heute zurechtzufinden haben!

Von großer Bedeutung, aber anderer Art als Martinis Werke, ist Johann Neuhofs „Gesamtschaft der Ost-Indischen Gesellschaft in den Vereinigten Niederländern an den Tartarischen Cham und nunmehr auch Sinischen Keyser“, die 1665 holländisch und 1669 deutsch herauskam^b. Diese Gesandtschaft hoffte die Handelsfreiheit für die Ost-Indische Gesellschaft in China, die die Ming-Kaiser nicht gewährt hatten, vom neuen Mandschuherrscher zu erlangen und reiste von 1655 bis 1657 auf chinesischem Gebiet. Johann Neuhof, der Hofmeister der Gesandtschaft, hat alles Denkwürdige, das er auf dieser Reise sah, „in mehr dan 150 recht nach dem leben getroffenen Abrissen (dergleichen sonst niemand aus Sina gebracht, und bißhero im Christen-Reiche noch nie gesehen) eigenhändig entworfenen, selbige durch beystehende Beschreibung umständ- und deutlich erkläret“ (Vorrede). Johann Neuhof war ein guter Zeichner, und den Zeichnungen und Skizzen, die er auf seiner Reise gemacht, verdankte das 17. Jahrhundert eine erste wirkliche Offenbarung Chinas durch das Bild. Daß der berühmte Verleger und Kupferstecher Jacob van Meurs die Herausgabe dieses Illustrationswerkes übernahm, erhöht noch dessen Wert. Sicher weisen Neuhofs chinesische Landschaften, Kulturwerke, Menschentypen noch viele mißverständene oder unwillkürlich europäisierte Züge auf — die Städtebilder, die meistens das Flußleben als Vordergrund zeigen und allerdings durch das vorwiegende Reisen auf Flüssen und Kanälen bedingt wurden, haben fast alle etwas Holländisches —, aber dennoch brachten sie die bildliche Vorstellung des Europäers einen gewaltigen Schritt näher an die chinesische Bilderscheingung. Viele seiner Landschaftsbilder lassen die kosmische Weite der chinesischen Landschaft ahnen, seine Darstellungen von Palästen, Pagoden und Pavillons offenbaren

^a Umschrift chines. Laute. Andreas Müller aus Greiffenhagen, der „erste deutsche Sinologe“, gibt in seiner kleinen Abhandlung „De Monumento Sinico Commentarius Novensilis“, 15, um 1680 eine *Collatio Pronunciationis*, eine Tabelle, worin er die portugiesischen, italienischen und deutschen Lautentsprechungen nebeneinander stellt; hier finden wir auch die portugiesisch-deutsche Gleichsetzung von *h* und *ch*, *x* und *sch*. — Die Europäisierung chinesischer Namen bedeutete im 17. Jahrhundert meistens auch eine Latinisierung: denken wir nur an „Confucius“ oder „Sina“, das neben „China“ (eigentlich gleich Tschina oder Tsina) erst in den späteren unserer Beschreibungen auftritt.

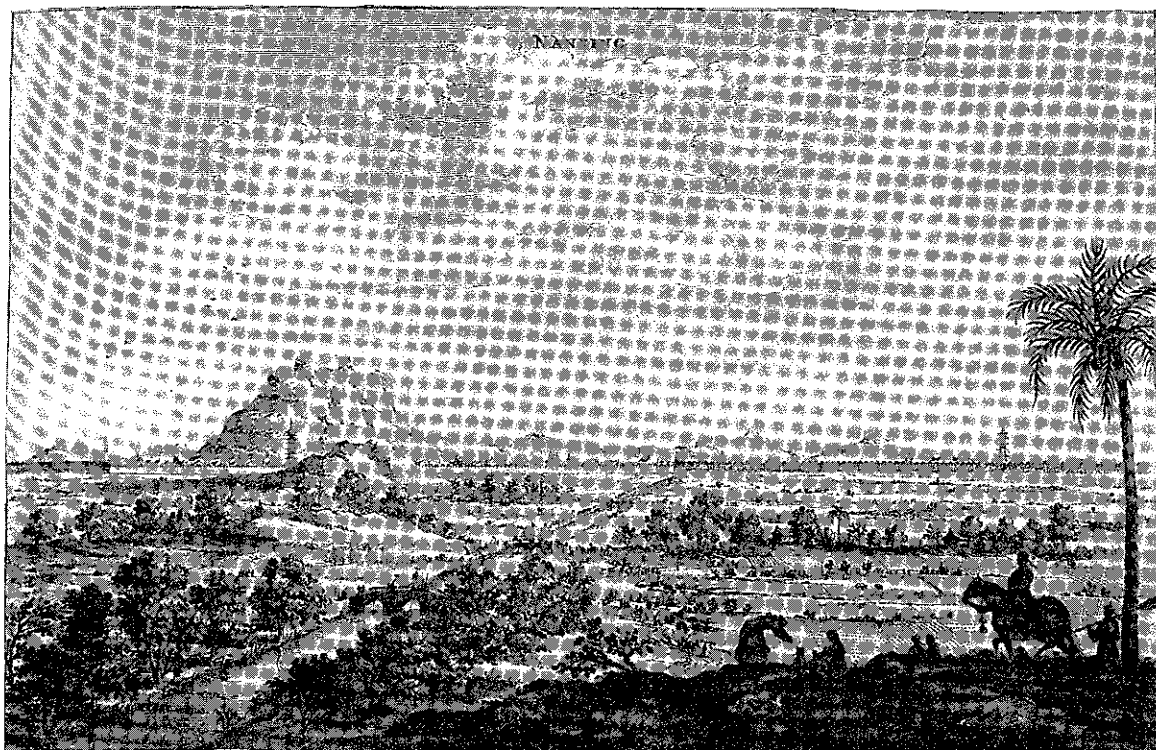
^b Neuhof (holländ. Joan Nieuhof). Ausgaben: Cordier, *Bibl. Sin.*, 2344 ff. Als Übersetzer ins Deutsche zeichnet Hendrich Newhoff, der Bruder des Verf. — Exemplar der Berner Stadtbibl.

das selbtherrlich anmutige Formenspiel der chinesischen Architektur, die ja unsere Rokokokunst mitbestimmen sollte — seine Darstellung des kaiserlichen Palasthofes in Peking nimmt sogar schon die Umdeutung chinesischer Kunstformen ins europäische Rokoko vorweg. Andererseits verknüpft Neuhof auch schon die chinesische Baukunst mit der gotischen; so schreibt er, in der Stadt Sanho stehe „eine sonderlich prächtige Triumph-Pforte, so von grauen Steinen, nach Gotischer Baukunst . . . künstlich gebawet und herrlich außgeschmückt“ (S. 157). Neuhof ahnt aber auch bereits die engen Beziehungen von Kunst und Natur in China; von den oft phantastischen „Kunstklippen“, die er mit besonderer Begeisterung beschreibt und das achte Wunder der Welt nennt, sagt er, sie seien „durch allerhand kluge und sinnreiche Fünde dergestalt zugerichtet, daß darin gleichsahm die Kunst mit der Natur umb den Preiß zu kämpfen scheint“ (S. 179), oder von einem Bergtempel: „Auff der Ecken dieses wüsten und unwegsamen Gebirges siehet man eine Pagode oder Götzen-Tempel: ist ein sehr artiges und wunderkünstliches Gebäu, welches so schön und zierlich, Landes Gebrauch nach, auffgeführt, daß es ein Meisterstück beydes der Kunst und Natur zu seyn scheint“ (S. 65).

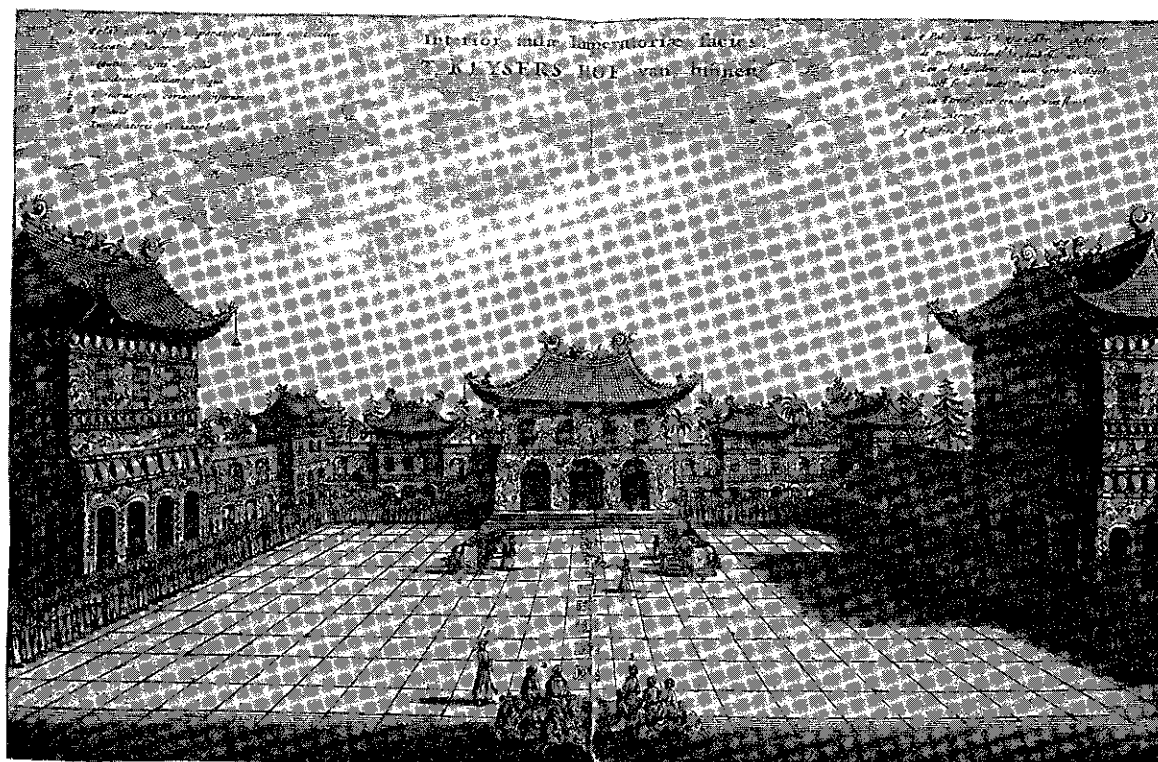
Wenn Neuhof in seinem Gesandtschaftsbericht, besonders aber in seiner angehängten „Allgemeinen Beschreibung des Reichs Sina“, vieles seinen Vorgängern Trigault, Semedo und Martini nachsagt, so beschreibt er doch auch alles, was er, mit Augen des Zeichners, auf seiner langen Reise von Kanton nach Peking selbst gesehen hat. Daß Neuhof ein Zeichner war, verleiht zugleich seiner Schilderung ein eignes Gepräge. Sein Buch „gehört zu den besten beschreibenden Werken, welche wir über China besitzen“, lobt Richthofen^a. Es war auch wieder einmal eine eigentliche Reisebeschreibung. Überdies wurde diese Gesandtschaft von Vizekönigen und anderen hohen Beamten empfangen und festlich unterhalten, und obschon auch die Missionare von weltlichen Prunkanlässen berichteten, so haben Neuhofs Schilderungen doch den Vorzug des freudig Miterlebten. Der protestantische Weltmann entrüstete sich ebenfalls über den Götzendienst, aber sonst bewunderte er vieles, das seine katholisch-geistlichen Vorgänger verurteilt hatten, wie chinesische Baukunst, Musik und Gesang. Eine andere Eigentümlichkeit dieses Werkes verdient hier noch der Erwähnung: Neuhof krönt oft einen Abschnitt seiner Beschreibung, dessen Gegenstand ihn besonders gefesselt, durch einen Vierzeiler. Es sind schlechte Verse, vielleicht schlechter in der Übersetzung, aber wohl die ersten Verse, die aus dem eigenen China-Erlebnis eines Europäers heraus entstanden sind. Als Beispiel stehe hier der Schluß seiner ausführlichen Beschreibung des „Porzellan-Turms“ von Nanking, von dem uns sein Buch auch einen vorzüglichen Kupferstich schenkt:

Als ich diß Kunststück über alle Kunststücke, diß Wundergebäu über alle Wundergebäwe, neben den herumb stehenden und von Golde glänzenden Götzen Tempeln, gnug beschawet, gerieth ich auff die Gedanken, so in folgende Verblein verfasst:

^a Beurteilung Neuhofs; vgl. Belevitch, 238, 240f., und Richthofen, China I, 650f.



LANDSCHAFTSBILD AUS JOHANN NEUHOF'S REISEBESCHREIBUNG: NANKING



AUS JOHANN NEUHOF'S REISEBESCHREIBUNG:
WARTENDE GESANDTSCHAFTEN IM HOF DES KAISERPALASTES ZU PEKING

Laß immerhin den Thurm die sieben Wunder trotzen,
 Womit die Alte Welt der Newen ist ein Spott:
 Mir gewelt vor dem Glantz der Tempel deiner Götzen,
 O Nanking, da man nicht anruft den waren GOTT. (S. 113.)

Wenn sich Neuhof in seiner Darstellung auch auf eine höhere Warte stellte, so diente doch die beschriebene Gesandtschaft und die Beschreibung selbst vor allem den holländischen Handelsinteressen. In diesem Sinne schließt der eigentliche Reisebericht mit der Übersetzung eines „schönen lateinischen Carmen“, das die Muse Merkurs dem „Hochgelehrten Dr. Casparus Barlaeus, weyland am fürtrefflichen Gymnasio zu Amsterdam Philosophiae Professor“ eingab, und das folgendermaßen ausklingt:

Man läst den Handel mit den Persern noch nicht fahren,
 Von welchen manches Schif bringt Seyd- und Wöllne Wahren.
 Das große *Java* beut uns seine Schätze an,
 Und *Sina* gibt heraus das edle Porcellan.
 Wir Amsterdamer heut mit unsern Schiffen gehen,
 So weit der Ganges schickt sein Wasser in die Seen;
 So weit Gewinn uns führt, was Meeres sey, was Land,
 Gewin läst unbesucht kein Hafen, keinen Strand. (S. 210 b.)^a

1667 kam ein anderes Illustrationswerk heraus, die *China Monumentis qua Sacris qua Profanis... illustrata*, des vielgelesenen deutschen Universalgelehrten, besonders als Hieroglyphenforscher berühmten und berüchtigten P. Athanasius Kircher^b. Seine Illustrationen sind von sehr verschiedenem Wert: einige genaue Nachbildungen chinesischer Holzschnitte zeigen echt chinesische Gestalten — Götter- und Geisterfiguren — und chinesische Darstellungsweise; Anpassungen chinesischer Vorbilder an den europäischen Kupferstichgeschmack lassen das Chinesische noch ahnen; die Phantasiekompositionen nach geschriebenen Schilderungen dagegen fallen fast auf die Stufe Linschoten-de Brys zurück. Kircher hat Europa nie verlassen. Die chinesischen Bilder und einen Teil seines Stoffes verdankte er zwei deutschen Jesuitenmissionaren, Johann Gruber und Heinrich Roth, noch mehr aber Martini, dem polnischen P. Michael Boyen und anderen. Wie durch seine Illustrationen wußte Kircher sein Werk auch stofflich durch verschiedene Neuigkeiten begehrenswert zu machen. So bot er den Text des syro-chinesischen Denkmals von Sianfu in chinesischer Schrift — auf einer großen, eingefalteten Kupfertafel —, in phonetischer Umschrift, Übersetzung und „Paraphrase“ — diesen Aufsehen erregenden Fund hatte aber schon Samedo behandelt und übersetzt. Zur Vorbereitung zukünftiger Missionare bringt er am Schluß ein chinesisch-lateinisches „Wörterbuch“ von über vierzig Folioseiten. Seine Schilderung Chinas verweilt besonders gern auf dem Seltsamen, Wunderbaren

^a Barlaeus: das Gedicht übersetzte ziemlich frei J. van den Vondel für die holländ. Originalausgabe Neuhofs (Amsterdam 1665); im Original erschien es in der lateinischen Übersetzung Neuhofs (ib. 1668); die deutsche Übersetzung folgt der holländischen Fassung.

^b Kircher. Ausgaben: Cordier, *Bibl. Sin.*, 26f. — Ich benutzte die französische Ausgabe von 1670, Exemplar der Berner Stadtbibl. — Zur Beurteilung Kirchers vgl. A.D.B. Zur Bewertung seiner Illustrationen vgl. Belevitch, 229ff.

in Natur und Kultur. Den Haupterfolg scheint sich aber Kircher von seinen kühnen Verknüpfungen religiöser und philosophischer Anschauungen der Chinesen, Inder, Perser und Ägypter versprochen zu haben, sowie von seinem Kapitel über die chinesische Schrift, das wir als völligen Bluff betrachten müssen^a. Die chinesische Schrift, so behauptet Kircher, brachte den Chinesen Noahs Sohn Ham, natürlich aus Ägypten; der Hauptunterschied zwischen den chinesischen Zeichen und den Hieroglyphen bestehe darin, daß die Chinesen nicht wie die Ägypter allerlei in ihre Zeichen hineingeheimnissen; es gebe sechzehn Arten chinesischer Zeichen, die die mythischen Kaiser eingeführt haben, die erste, von Fohi^b, werden aus Drachen, die zweite, von Xim Nüm^c, aus landwirtschaftlichen Geräten, die dritte, von Fum Hoam^d, aus Vogelflügeln und -federn gebildet, usw. — eine Lehre, die natürlich Schule machte und um so mehr bezauberte, als sie mit den phantastischsten Kupferstichen veranschaulicht war^e.

Wenn Athanasius Kircher besonders laut auf das Wunderbare, Seltsame, Kuriose pochte, so hatten das, in bescheidenerem Maße, vielleicht oft unwillkürlich, die anderen Verfasser von Chinabeschreibungen auch getan. Das Kuriose war und blieb eben doch der Punkt, an dem das Interesse der größeren europäischen Leserwelt für China anknüpfte. 1662 erschienen aber in China, 1669 in Indien, 1672 endlich in Europa lateinische Übersetzungen der klassischen Bücher „Da Hūo“, „Dschung-Yung“ und „Lun-Yü“ mit einer Lebensbeschreibung des Konfuzius. In diesen Schriften handelte es sich kaum mehr um das Kuriose; neben all den anderen Schriften einhergehend, wirkten sie vornehmlich mitbestimmend auf die philosophische Bewegung, die zur Aufklärung führte. Sie sind Vorboten und werden zu Voraussetzungen, ja zum Gegenstand der nächsten Epoche, krönen und schließen aber zugleich die Epoche, die wir uns hier abgesteckt hatten.

Deutschland trug, wie im Mittelalter, so auch im 16. und 17. Jahrhundert wenig bei zur Erforschung der fremden Länder, Völker und Kulturen^f. Wir sind den deutschen Jesuitenmissionaren Johann Gruber und Heinrich Roth begegnet, die ihre Chinakenntnisse ihrem Landsmann und Ordensbruder Athanasius Kircher für sein scheingelehrtes Prachtwerk zur Verfügung stellten. Auch andere deutsche Jesuiten waren nach China gekommen, nicht viele, aber

^a Entstehungsgeschichte der chinesischen Schrift. Kircher nennt in der Einleitung des Kap. den Polen P. Michel Boim (Boym) als seinen Gewährsmann, der ihn auch chinesisch lesen und schreiben (?) gelehrt, und verweist für weitere Auskunft auf dessen Buch „Delucidatio Summaria rerum Sinicarum“, worüber ich nichts habe ausfindig machen können. Zum Verhältnis Kircher-Boym vgl. R. Chabrié, Michel Boym.

^b Fu Hi¹².

^c Shen Nung¹³.

^d Irrtümlich für Huang Di¹⁴.

^e Bereits die deutsche Ausgabe von Neuhof, 224, übernimmt diese Entstehungsfabel der chinesischen Schrift, und wir finden sie sogar bei dem „Sinologen“ Andreas Müller, der doch sonst von Kircher nicht sehr viel zu halten schien (vgl. A. D. B. über Kircher), in seiner religionsgeschichtlich interessanten Streitschrift „Besser Unterricht von der Sineser Schrift und Druck, Als etwa in Herrn Doct. Eliae Grebnitzen Unterricht von der Reformirten und Lutherischen Kirchen enthalten ist“, Berlin 1680, 13. — Zu Andreas Müller vgl. andererseits Otto Franke, Leibniz und China, in Zeitschrift d. Deutschen Morgenländ. Gesellschaft VII, 167, Anm.

^f Deutsche Reisende: M. Böhme, Reisesammlungen, 102f.; V. Hantzsch, Deutsche Reisende des 16. Jahrhunderts, Leipzig 1895 (als Diss.: Die überseeischen Unternehmungen der Augsburger Welser).



AUS ATHANASIUS KIRCHERS „CHINA ILLUSTRATA“: JUNGER MANDSCHURISCHER KAISER

darunter der Kölner Adam Schall, der es am kaiserlichen Hof zu Peking noch zu einer ansehnlicheren Stellung brachte als Matteo Ricci. Seine Briefe lieferten den wesentlichen Stoff zu zwei missionsgeschichtlichen Büchern. Eine eigene, bedeutende Chinabeschreibung hat uns aber keiner der deutschen Missionare geschenkt.

Die deutschen Überseereisenden des 16. Jahrhunderts lassen sich zählen. Einige gelangten nach Indien, von solchen, die nach China gelangt wären, wissen wir nichts. Im 17. Jahrhundert regte sich der Reisedrang in Deutschland schon mehr. Auch die Dichter fingen an zu reisen. Paul Flemming und Adam Olearius beteiligten sich 1635 sogar an der Gesandtschaft, die der Herzog Friedrich von Holstein-Gottorp an den persischen Hof schickte. Aus Flemmings Reiseerlebnissen entstanden Gedichte, Olearius verfaßte eine „Persianische Reisebeschreibung“ — auf Drängen der „Fruchtbringenden Gesellschaft“, deren Mitglied er war, in deutscher Sprache — und später, als erste Übersetzung aus der Dichtung dieses Landes, sein „Persianisches Rosen-Thal“. Zur engeren Freundesgruppe jener Reisegesellschaft gehörte auch Johann Albrecht von Mandelslo, der allein nach Indien weiterreiste. Ihm verdanken wir eine „Morgenländische Reise-Beschreibung“, 1645, die auch ein Kapitel „Von den Handels-Leuten in Goa, und insonderheit von den Chinesern“ enthält^a. Auf den knapp zwei Folioseiten weiß er aber wenig Selbstbeobachtetes über diese zu berichten. „Die Chineser sind zwar eine freundliche, aber listige und betriegliche Nation“, schreibt er, vielleicht aus eigener Erfahrung — für die übrigen Angaben verließ er sich auf die vorhandenen Gewährsmänner. Von den Chinesen im Kolonialgebiet, besonders in Batavia, berichten auch einige Deutsche: Wurffbain, Merklein, von der Behr, die zu jener Zeit im Dienste der Ost-Indischen Gesellschaft dorthin kamen^b. Aber nur ein weltlicher deutscher Reisender, der einen Reisebericht hinterlassen, gelangte nach China selbst: Jürgen Andersen aus Schleswig^c. 1644 bis 1650 reiste er durch Arabien, Persien, Indien, China, Japan und zurück. Wie schon angedeutet, war der chinesische Teil seiner Reise ein unangenehmes Abenteuer. Andersen überschreibt das 3. Buch seiner „Orientalischen Reise-Beschreibung“: „Begreift in sich die Reise durch ein Theil des Landes Tzinae und dessen Beschaffenheit. Item, die Slavery, zu welcher er verkauft, und wie er derselben entkommen“. So gibt er uns mehr einen Abenteuerbericht als eine Reisebeschreibung. Sein unangenehmes chinesisches Abenteuer ist aber recht ungewöhnlich. Mit drei Begleitern als Schiffbrüchige aufgegriffen, werden sie von den Chinesen als Sklaven behandelt. Ihre ersten Herren wissen Geld zu machen aus ihnen:

^a Mandelslo. Seinen Reisebericht gab Olearius 1645 in Schleswig nach einer brieflichen Fassung heraus, die er in den späteren Ausgaben aus nachgelassenen Aufzeichnungen M.'s und aus selbstgesammeltem Material ergänzte. — Ausgaben und Übersetzungen: Cordier, *Bibl. Sin.*, 2075 ff. — „China“-Kapitel: 2. Buch, 8. Kap. (S. 123—125 in der Ausgabe von 1696, die ich benutze).

^b Wurffbain, Merklein, von der Behr: vgl. A. D. B. und J. J. Merklein, *Reise nach Java usw.*, 1644—1653, neu hg. von S. P. L'Honoré Naber, Haag 1930, Vorwort.

^c Andersen. Ausgaben: Jürgen Andersen und Volquart Iversen, *Orientalische Reisebeschreibung*, hg. von Olearius (der auch redaktionell mitbeteiligt war), Schleswig 1669, neue Aufl. 1690 (? nach A. D. B.) und Hamburg 1696. — Cordier, *Bibl. Sin.*, 2078, nennt nur diese letzte Ausgabe. Über den Anteil von Olearius an der Redaktion der Reisebeschreibung vgl. Naber im Vorwort zu seiner Merklein-Ausgabe.

mit einer Kamelkarawane treiben sie sie von Ort zu Ort und führen sie, die Fremden, Deutschen, in ihren deutschen Anzügen, auf Befehl deutsch sprechend und singend, als Kuriosität den Chinesen vor — ein Gegenstück zum Abenteuer des Simplicissimus in Ägypten und Arabien, der aber, um dort als kurioser Barbar zu erscheinen, erst noch entzivilisiert werden muß^a. Später gerät Andersen zwischen herumziehende, kämpfende Heere — im Winter 1646/7 während der mandschurisch-chinesischen Nachkriege — und erhält schließlich nach einer großen Schlacht, an der er teilnimmt, einen „tartarischen Herrn“. Da erlebt und schildert er die schauerliche Hinrichtung eines chinesischen Generals, der die mandschurische Haarschur nicht dulden wollte. Wenn bei Andersen die üblichen ethnographischen Schilderungen auch im Hintergrund stehen, so fehlen sie doch nicht ganz. Die Bedeutung der Haarfrage bei der mandschurischen Eroberung hatte er ja selbst erlebt; deshalb gibt er uns eine ausführliche Beschreibung der chinesischen Haartracht. Aber auch Tempelopfer, Götzenprozessionen und Volksfeste erlebt und schildert er. Und im Gegensatz zu den Missionaren behauptet Andersen, daß die Heiden eifriger scheinen in ihrem Götzendienst als die Christen in ihren Religionsübungen. Jürgen Andersens „Orientalische Reise-Beschreibung“ gab Olearius, der inzwischen Leiter der Gottorfischen Kunst-Kammer geworden war, in seinem berühmten Sammelbande, der auch seine eigene sowie Mandelslos Reisebeschreibung enthält, 1669 heraus. Überarbeitet und mit Anmerkungen und Abschweifungen nach Martini, Neuhof und Kircher, was seine Sammlung den popularwissenschaftlichen Kompilationswerken näherte.

Deutschland blieb eben doch viel mehr Empfänger als Geber. Was von dem neuen Kunden hereinkam, staute sich hier gerne zur berüchtigten Vielwisserei. Übersetzungen und Kompilationswerke zu schaffen, war Deutschlands wesentliche aktive Rolle in der Verbreitung der Chinakenntnis. Die wichtigsten Übersetzungen haben wir kennengelernt. Von den eigentlichen Kompilationswerken seien nur einige typische erwähnt. 1668 und 1670 gab der damals sehr beliebte Polyhistor Erasmus Francisci zwei mächtige Foliobücher von je über fünfzehnhundert zweiseitigen Seiten heraus^b. Das erste Werk, ein „Ost- und West-Indischer Lust- und Stats-Garten“, wendet sich ausdrücklich an alle Kreise und Schichten der Leser: „Hie wird sowol dem Stats- und Hof- als Bürgers-Mann; dem Geistlichen sowol als Welt- und Policey-Wesen; dem Artzt und Patienten; Gelehrten und Ungelehrten verhoffentlich können aufgewartet und etwas zu ihren Diensten gefunden werden“ (Vorrede). Eine dekameron-ähnliche Einkleidung soll aus dieser Enzyklopädie ein angenehmes Lesebuch machen: die Blumen dieses Lust- und Staatsgartens sollen dem Leser „spielend in die Hand gehen . . . weil solcher Blumen-Garte unter einem

^a Simplicissimus: 6. Buch, 18. Kap.

^b Erasmus Francisci. Je eine Ausgabe, nach Cordier, Bibl. Sin., 28f. Der „Lust- und Stats-Garten“ umfaßt 1762, der zweibändige „Geschichts-, Kunst- und Sitten-Spiegel“ (nicht, wie Cordier angibt, 912, sondern, nach dem Exemplar der Preuß. Staatsbibl.) 1550 bezifferte Seiten. Die Titelblätter (bei Cordier vollständig) geben in Schlagwörtern den Umfang und die Fülle des kompilierten Stoffes an. — Hier sei noch darauf aufmerksam gemacht, daß der „Lust- und Stats-Garten“ ein für seine Zeit seltenes und sehr reichhaltiges Verzeichnis einschlägiger Literatur mit Angabe des Druckorts und -jahrs enthält.



不着紅衣慶游妝
名川行水水鄉
屋不礙原注絕
無此特心此六郎
丁巳年
四

Spiel und schertzhafftem Gespräche sich praesentirt“ (Vorrede). Das andere Werk, ein „Neupolirter Geschicht-, Kunst- und Sitten-Spiegel“, worin noch Goethe für seinen „Faust“ Anregung suchen sollte, setzt dem Leser das Ziel, das schon der Titel andeutet, sich selbst und Gottes Willen zu erkennen, wozu die Anschauung und Kenntniss fremder Länder, Sitten usw. notwendig ist — notwendig allerdings auch für den Handelsverkehr mit den fremden Völkern. Ein zusammenfassendes Urteil über die chinesische Philosophie wie das unseres Kompilators dürfte als Ausdruck der Zeitauffassung einen gewissen Wert haben: die Chinesen sind eingebildet, schreibt Francisci, ihre Philosophie „schlecht und gering, zum Teil auch irrig“ (S. 1272). Mehrere Kompilationswerke — nebst all seinen Romanen und geschichtlichen Schriften — gab zwei Jahrzehnte später Eberhard Werner Happel heraus, wovon er eines als „Thesaurus Exoticorum, oder eine mit Außländischen Raritäten und Geschichten wohlversehene Schatz-Kammer, fürstellend die Asiatische, Africanische und Americanische Nationes . . .“ anpreist^a. Mit dem Stoff übernimmt Happel auch Illustrationen früherer Beschreibungen. Nach seiner Vorrede soll der Leser in seiner Schatzkammer einen billigen und bequemen Ersatz finden, um seinen Reisedrang zu befriedigen — eine oft nachweisbare buchhändlerische Auffassung der Reisebeschreibungen aus erster, zweiter oder dritter Hand, die aber auch zeigt, wie sehr das Reisen ein Bedürfnis geworden war.

MENDOZA

REGISTER UNND INHALT DER CAPITEL DIESER HISTORIEN
VON DEM KÖNIGREICH CHINA*Inhalt deß ersten Buchs*

Beschreibung deß Königreichs China, unnd seiner angrenzenden Landen, Cap. 1	fol. 1
Von Art deß Luftts dieses Landts, Cap. 2	5
Von Fruchtbarkeit deß Königreichs China, unnd was darinnen wachse, Cap. 3, fol. 7. Cap. 4.	11
Von dem alten Herkommen deren in China, Cap. 5	14
Von der Grösse deß Königreichs China, und was sie Feldtwegs oder Meilen haben, deren sie sich gebrauchen, Cap. 6	16
Wie das Königreich China 15. Provinzien unter sich habe, Cap. 7	18
Von den Häupt unnd andern Stätten und Flecken, die ein jede vorgedachter Provinzien in sich hat, Cap. 8	19
Von den wunderbarlichen Gebäuwen, die im Landt China seindt, und von einer ubergrossen Mauren und Clausen, die fünffhundert Meil lang ist, welche daselbst befunden wirdt, Cap. 9	23
Von der Leibsgestalt, Angesicht, Kleydungen und Übungen deren in China, Cap. 10	26

Inhalt deß andern Buchs

Von vielen Abgöttereyen, welche die in China anbetten, auch von ihrer etlichen Gestalt und Gemälds, darinnen die Christliche Religion abgebildet wirdt, Cap. 1, fol. 33. Cap. 2	fol. 36
Daß die in China ihrer Abgötterey wenig achten, Cap. 3	41
Von dem Loßwerffen, das sie brauchen, wenn sie etwas wichtiges vorhaben, und wie sie den bösen Geist anrufen, Cap. 4	44
Was sie von dem Anfang der Welt und Erschaffung deß Menschen halten, Cap. 5	47
Daß die in China gewißlich dafür halten, die Seele sey unsterblich, unnd nach diesem ein ander Leben, in dem einer gestrafft, der ander belohnet wirdt, nach seinen Wercken, und wie sie vor die Todten betten, Cap. 6	51
Von Tempeln, Geistlichen Manns und Weibspersonen in China, und iren Prelaten, Cap. 7	54

^a Happel. „Thesaurus . . .“, Hamburg 1688. Cordier, Bibl. Sin., 35. Illustrationen zu China hauptsächlich nach Neuhof und Kircher. — Ein oft erwähntes Kompilationswerk, das aber eine Übersetzung aus dem Holländischen ist, ist die „Beschreibung des Keyserthums Sina oder Taising“ des Dr. Olfert Dapper (holländ. 1670, deutsch 1676), der auch die Berichte einer 2. und 3. holländischen Gesandtschaft nach Peking verfaßte (holländisch 1670, deutsch 1675, alles in Amsterdam, bei Jacob van Meurs — wie Neuhofs Beschreibung). Ausgaben bei Cordier, Bibl. Sin., 27 f., 2348 ff.

Was sie vor Ordnungen halten bey Begräbnuß der Todten, unnd von den Traurkleydern, die sie zu tragen pflegen, Cap. 8	57
Was sie vor Gebräuche halten in Ehestiftung, Cap. 9	60
Daß die Armen an keinem Orth in diesem Reich mögen betteln gehen auff den Gassen oder Kirchen, und was der König für eine Ordnung helt, diejenigen, so nicht arbeiten können, zu unterhalten, Cap. 10	65

Inhalt deß dritten Buchs

Von den Königen in China und ihren Namen, Cap. 1	fol.
Von dem Pallast, und Hoff deß Königs, da er wohnet, und daß im gantzen Königreich nicht ein einiger Herr über deren Unterthanen sey, Cap. 2	69
Von der Anzahl der Vasallen, Lehenleut oder Unterthanen und dienstbaren Leuten, die der König in allen den fünfzehnen Provintzen hat, Cap. 3	77
Von dem Tribut, den man dem König gibt zu seinem Standt und Hoffhaltung, Cap. 4	81
Von dem Kriegsvolck, so wol zu Fuß als zu Rosß, daß in einer jeden Provintzen ist, Cap. 5, fol. 86. Cap. 6	83
Von dem Gesetze und Ordnung, daß die in China unter sich haben, daß sie ausser dem Landt keine Kriege führen mögen, auch ausser dem Land nicht ziehen noch zugeben dörffen, daß die Frembden hinein kommen ohne deß Königs bewilligung, Cap. 7	90
Von dem Königlichen Reich, und was er für ein Ordnung halte, dardurch er alle Monat erfährt, was im Reich geschicht, Cap. 8	93
Von den Dienern und Presidenten, die der König in seinen Provintzen hat, und von seinem Regiment, Cap. 9	98
Von deß Königs Dienern, unnd was Maß sie halten in Ertheilung Rechtsens und Gerechtigkeit, und im Regiment kurtzer Bericht, Cap. 10	108
Von den Visitatorn, die der König alle Jahr außschickt, die Richter in allen Provintzen zu visitiern, und wie sie die Ubelthäter straffen, Cap. 11	108
Von den Gefängnussen, und wie man die Schuldigen vom Leben zum Tode richtet, Cap. 12	116
Von den Buchstaben und Charactern, welche die in China gebrauchen, auch von den Schulen die im Landt seyn, und anderen seltzamen dingen mehr, Cap. 13	120
Welcher gestalt sie die Studenten examiniren, den sie die Würde Loitij geben wöllen, wie sie dieselbigen geben, und was sie vor Ceremonien darbey gebrauchen in der Statt, wenn sie es außgeben haben, Cap. 14	125
Daß das Geschütz in China viel Jahr bekandt unnd gebraucht worden sey, ehe denn in Europa, Cap. 15	129
Umb wie viel die Buchdruckerey in China älter sey, als in Europa, Cap. 16	132
Von den Büchern, die der Vatter Herrada und seine Gesellen auß China bracht, und von was Materien sie handeln, Cap. 17	137
Wie die in China Gastung halten, und die Fest begehen, Cap. 18	139
Wie sich die in China unter einander grüssen, und von den Ceremonien, die sie darbey brauchen, Cap. 19	143
Von der Weiber Erbarkeit und Zucht, und welcher gestalt die leichtfertigen Weiber gelitten werden, Cap. 20	147
Was Art von Schiffen, so wol auff dem Meer als auff dem Wasserflüssen sie brauchen, und welcher massen sie sich mit Fischwercken vor das gantze Jahr versehen, Cap. 21	151
Von einer seltzamen Art Leins, darmit die in China die Enten in uberauß grosser Menge auffziehen, und mit geringem Kosten erhalten, auch von einer Kunstreichen und kurtzweiligen Fischerey, deren sie sich gebrauchen, Cap. 22	155
Mit was Höfflichkeit der König anderer König, Fürsten unnd auch der Stätte Botschafften empfangt, Cap. 23	159
Von der Botschafft, die der König auß Hispania zu dem König in China zu schicken vorgenommen, was ihnen darzu bewegt, unnd warumb sie eingestellt worden sey, Cap. 24	164

VON DEN BÜCHERN, DIE DER VATTER HERRADA UND SEINE GESELLEN
AUSZ CHINA BRACHT, UND VON WAS MATERIEN SIE HANDLEN

Das XVII. Capittel

Der Bücher, die der Vatter Herrada und seine Gesellen auß dem Landt China bracht haben, in die Insulen Philippine, waren, wie ich gesagt hab, umb die hundert, und handeln von den nachgeschriebenen Materien:

Von der Beschreibung deß gantzen Königreichs China, und wie die funffzehnen Lande gelegen seindt, wie lang und breit sie seyn, und an welche Königreich sie grentzen.

Von deß Königs Tribut und einkommen, wie sein Hoff regiert werde, von dem beständigen Dienstgeldt unnd Nahmen aller Beampten, unnd wie fern sich eines jeden Gewalt erstrecke.

Von den Dienstbaren und Ungefreyeten, die in einer jeden Provintz seindt, von der Anzahl der gefreygeten, von der Zeit und Gestalt, wie die einkommen gefordert werden.

Wie man allerhandt Schiff bauen und Schiffen solle, von der tieffe der Meerhäffen, und eines jeden Gelegenheit.

Von der Zeit und Alter deß Königreichs China, von dem Anfang der Welt, wann und durch wen sie angefangen.

Von den Königen die das Landt gehabt haben, und wie sie auff einander gefolget seyn, wie sie regiret haben, und von eines jeden Leben und Wandel.

Was man für Ceremonien gebrauchen solle, wann man den Abgötzen opffert, die sie für Götter halten, von den Nahmen und Anfang eines jeden, und welche Zeit die Opffer geschehen sollen.

Was sie für ein Wohn haben von der Unsterblichkeit der Seelen, vom Himmel, von der Hellen, welcher massen sie die Todten begraben, und dieselbigen begehren, von den Trawr oder Klagkleidern, die ein jeder tragen solle, nach deme er dem Todten verwandt ist.

Von deß Königreichs Rechten und Gesetzen, wann und von wem sie geordnet worden, waß für straff bey einem jeden Gesetz den Übertretern, und von vielen andern dingen, die zu einem guten Regiment gehören.

Viel Bücher von Kräuttern, zur Artzeney gehörig, wie man dieselbigen brauchen solle, zu Hülf unnd Gesundheit der Schwachen.

Viel andere Bücher von der Artzeney, alter unnd neuer Schriebenten deß Königreichs, und wie sich die Schwachen verhalten sollen, darmit sie der Kranckheiten entledigt, unnd bey Gesundheit erhalten werden.

Von der Bewegung und Anzahl der Himmel, von Planeten und Sternen, von ihren Wirckungen und besonderen Kräfften.

Von allen Königreichen, darvon die in China wissens haben, und was in einem jeden desselbigen für sonderbare dinge seyn, darvon man wisse.

Von ihrer Heiligen Leben, wie sie gelebt und gestorben, und wo sie begraben seyn.

Wie man im Breth spielen sol, und auff dem Schachbret, und sonst mit den Händen spielen solle.

Von der Musica und Gesänge, unnd wer es erfunden habe.

Von der Mathematic, Arithmetie, und von den Rechen Regulen.

Was die Creatur in Mutterleib thue, wie es darmit sey, und wie sie einen jeden Monat Lebe, unnd welche Monat böß oder gut zu der Geburt sey.

Von der Baukunst unnd allerhandt Arth zu bauwen, mit den Massen der Breit und der Länge, so die Häuser und Bäuwe haben sollen, darmit sie recht gegen einander proportionirt seyn.

Von der Eigenschafft guter und böser Erden, unnd den Zeichen, darbey man sie erkennen sol, und was ein jeder Erde am liebsten trage.

Von der Natürlichen Astrologi, auch deren die man ludiciariam nennt, unnd von den Regulen die man halten solle, dieselbige zu lehren, und die Figuren aufzurichten.

Von der Chiromanti und Physionomi, unnd anderen Künsten, die durch Zeigen Wahrsagen, und was ein jedes Zeichen bedeute.

Was man für ein brauch halten sol, wol zuschreiben, und was man einem jeden nach seinem Standt und Würden für einen Titul geben solle.

Wie man Pferde auffziehen und halten, und sie zum lauffen und gehen abrichten solle.

Wie man auß Zeichen wahrsagen solle, wie man die Loß werffen solle, wann man eine Reyß anzutretten vorhat, oder sonsten etwas thun wil, dessen Außgang zweifelhaftig sey.

Von dem Gepränge und Tracht aller Völcker in dem Königreich, und sonderlich deß Königs, und von den Kleinoten und Wapen der Regenten.

Wie man Gewehr unnd Kriegesrüstung machen solle, und wie man lehren sol, Ordnung im Feldt zu machen.

Diese und andere Bücher mehr, haben die obgedachte Vätter auß dem Landt bracht, auß welchem, wie gemeldet, daß jenig so in dieser Historien beschrieben, gezogen worden ist, durch Dolmetschen auß China selbst, die in den Inseln Philippinas, von denn Hispaniern die darinnen wohnen, auffgezogen seindt. (S. 139ff.)

UMB WIE VIEL DIE BUCHTRUCKEREI IN CHINA ÄLTER SEI, ALS DIE IN EUROPA

Das XVI. Capitel

... Ich wil aber von der Erfindung, auch waß dardurch kan außgericht werden, zu reden unterlassen, darmit ichs nicht zu lang mache, sondern allein in diesem Capittel darvon handeln, so ich mir droben fürgenommen, mit anzeige etlicher unter vielen wenigen, trefflicher Exempel, die in deren auß China und auch unseren Historien befunden werden. Es ist ein gemeiner Wohn, daß der Truck in Europa erfunden worden sey, im Jahre unsers Heils 1453. durch Geschicklichkeit eines Teutschen, Johann Gutenberg genannt, und demnach die ersten Buchstaben zum Trucken zu Mäyntz gemacht worden, habe ein ander Teutscher, Conrad genannt, die Kunst in Italien bracht. Die in China aber sagen, die Kunst habe bey ihnen angefangen, und hab sie einer erfunden, den ehren sie, wie einen Heiligen, und demnach ihre Vorfahren durch Russen unnd die Moschaw, welches die bequembste Orth über Landt herauß zu handeln, in Teutschlandt handthieret haben, sey die Kunst dahin bracht worden, daß auch etliche Teutsche Kauffleut, die durch das Rothe Mehr und Arabien in China kommen, etliche ihrer getruckten Bücher mit sich hinauß in ihr Landt bracht haben, welche Johann Gutenbergern, denen man für den Erfinder helt, zu Handen kommen, ihm die anleitung geben haben, die er darnach andern mitgetheilet habe. Wofern nun dasselbige wahr, wie sie in glaubwürdigen Schrifften solches haben, folget nothwendiglich, daß diese Erfindung von ihnen zu uns kommen sey... (S. 137f.)

LONGOBARDI

Beurteilung chinesischer Philosophie und Wissenschaft:

Und die Warheit zu sagen, der höchste Grad ihrer Studien ubertrifft mit die Kunst und Scientz der Römer zu Ciceronis zeiten. ... ihre Bücher tractieren sehr wol von Sittlichen und Politischen sachen. Wann sie aber etwas in der Natürlichen *Philosophia* anrühren, kan von ihnen wol gesagt werden, was *Aristoteles* von *Melisso* gesprochen: *Peccant in materia & forma*... (S. 29r).

Weitere Erwähnungen des Konfuzius:

(Longobardis Erläuterung der Bezeichnung Scingino — schëng-jen¹⁵, Heiliger, Weiser — im Briefe des Gelehrten Taiso an den P. Ricci:) Ist der grösste Tittel in China, so einem Menschen kan geben werden, und heist ein der da heylig geboren worden und im höchsten Grad weiß und gelehrt, daß er künde Magister sein aller andern wie dann ihr Confusus gewesen. Sie halten dafür, daß alle 500. Jar ein Scingino soll geboren werden, und jetzund geben sie disen Tittel dem P. Ricci. (S. 33r.)

Ein... *Mandarinus*... hat sich nit geschuehet zusagen, wann Confuso zu diser zeit leben sollte, wurde er ohne zweyfel dise Lehr annehmen, welches dann das höchste lob, so die Chineser dem H. Evangelio geben kündend in bedencken, sie disen Confuso in so hohen Ehren unnd Würden halten, als wir den heyligen *Ioannem Baptistam* (44v.)

... die Chineser verwundern sich mit entsetzung, wann sie hören, daß in Europa so viel *Doctores* sind (es handelt sich um die Kirchenväter), weil sie nicht mehr als einen haben, *Confuso* genannt. (50r.)

Hat P. Ricci schon das *Schu-king* übersetzt?

... Dolmetschung deß Büchs, *Suscin* genannt, welches eines auß den fürnembsten unnd von P. Ricci in das Latein ist transferiert worden... (49r.) Vgl. dazu Cl. Durets „Thresor de l'Histoire des Langues de cest Univers“ „Les modernes relations de ces pays portent qu'un F. P. Matthieu Riccius a depuis quelques années traduit le principal livre de la Chine, de langue Chinoise en langue Latine...“ (2. Aufl., 1619, S. 908).

TRIGAULT

Inhaltsverzeichnis des 1. Buchs (allgemeine ethnographische Darstellung):

1. Warumb und zu was end dise Beschreibung fürgenommen seye worden	1
2. Von dem Namen, gelegenheit unnd Grösse deß Königreichs China	3
3. Was inn China wachße	7
4. Von den Handwercken in China	15
5. Von den Freyenkünsten in China, und wie es mit den gelehrten gehalten werd	21
6. Von dem Regiment deß Königreichs China	31
7. Von etlichen Chinesischen Ceremonien	47
8. Von gestalt, Kleidung, und etlichen andern gewonheiten der Chineser	64
9. Von der Chineser aberglauben und andern Irrthumben	70
10. Von der Chineser vermeinten Religion und dero Secten	78
11. Von den Saracern und Juden, auch etlichen warzeichen deß Christlichen Glaubens in China	91

Grundlage der Darstellung:

... Es ist mir gleichwol unverborgen, das albereit etliche Bücher, darinn dise Materi tractiert wirdt, außkommen seind, hoffe aber, es solle niemand beschwerlich fallen, auch uns darüber zuvernemen, die wir nunmehr dreysig gantzer Jar in disem Königreich wohnen, dessen fürnembste Landschafften durchreist, mit den ansehnlichsten Beampten, Schriftgelehrten und andern tägliche gemeinschaftt, die Sprach, Gebreuch und Satzungen mit grossem fleiß erlernet haben, und dero bücher weder tag noch nacht auß den händen lassen... (S. 2.)

Tee-„Gia“ Tscha¹⁶:

... Allein kan ich zwey oder drey, bey uns unbekante stuck, zu beschreiben nicht umbgehn. Das erst soll sein ein Stauden, auß dern Laub die Chineser, Japoner, unnd andere benachbarte Völker ihr berümpts Tranck Cia genannt machen. Das kan bey den Chinesern nicht sonders alt sein, weil es keinen Character hat, darmit es gescriben werde. Im Fröling wirdt diß laub gesamblet, am schatten gedörret, und zum täglichen gebrauch auff behalten, darvon nicht allein uber Tafel, sonder so oft einer den andern besucht, ja da sich das gespräch etwas verweilt zwey oder dreymal auffgetragen, unnd allzeit warm getruncken, oder eigentlicher zu sagen gesupfft wirdt. Es hat ein mittelmässige angenehme bitterkeit, ist aber sonderlich gesund unnd heilsam... (S. 14.)

Konfuzius und die kanonischen Bücher:

(Randtitel: Confutius aller Philosophen Lehrer und Patron.) Der fürnembste under allen Chinesischen Philosophen ist Confutius genannt: welcher, wie ich in Chronicken befind, 551. Jar ehe Christus auff die Welt kommen geborn worden, und hat uber die 70. Jar gelebt; ihme auch jeder zeit angelegen sein lassen, meniglich so wol mündtlich als schriftlich, und sonderlich mit seinem gutten wandel, zur tugent anzuweisen. Dardurch er bey den Chinesern in ein sollich ansehen gerathen ist, das sie dafür halten, es sey nie kein so tugentsamer heiliger Mensch auff Erden gewest als er. Und zwar wann man seine wort und werck liset, muß man bekennen, es thue ihms nicht bald ein Heidnischer Philosophus bevor. Derowegen die Gelehrte noch heutigs tags ihnen nicht traumen lassen, von seiner meinung in dem geringsten abzuweichen. Halten ihme auch, nicht allein sie, sonder die König selber, sovil hundert, oder wol uber die 2000. Jar her, in den höchsten ehrn, als immer einem Menschen anzuthon möglich. Ja sein gantzes Geschlecht wirdt noch heutigs tags von meniglich geehret. Und hat der jenig so jederzeit der fürnembst darinn ist, einen Ehrntitl oder Erbamt vom König, darvon er grosses einkommen und freyheiten zu geniessen.

(Randtitel: Fürnembste Bücher in China.) Diser Confutius hat auß alten Philosophen vier Bücher zusammen getragen, unnd er für sich selb das fünfft darzu gemacht, so er die lehr der fünff bücher genannt. Ferner haben andere auß seiner und etlicher seiner Junger lehr noch vier bücher zusammen getragen, welche den namen auch von der zal haben, vnd die vier bücher genannt werden... (S. 26.)

Über chinesische Musik, Fortsetzung — Beurteilung der chinesischen Kultur überhaupt:

... Gleichwol als sie unsere Orgeln und dergleichen Instrument gehört, haben sie mit verwunderung gelobt, und werden vermutlich, wann sie mit der zeit das Gesang von unterschiedlichen stimmen hörn, damit wir bißher auß mangl an Leuten in unsern Kirchen nicht auffkommen künden, ihnen dasselbig auch gefallen lassen: Dann es mangelt ihnen weder an verstand noch redlichkeit, das gut zu erkennen, unnd die warheit zu bekennen, Sonder rührt ihr hoffart meines gedunkens allein daher, das ihre benachbarte Völcker gar Barbarisch seind, und ihnen die gemeinschaft mit den weit entlegnen, von denen sie bessers lernen möchten, durch ihre Landsordnungen allerdings abgestrickt ist. (S. 18.)

HANDWERK UND HANDWERKERORGANISATION IN CHINA

VON LIANG SSU-MU

1. HANDWERKSMÄSSIGE BETRIEBE

Unter handwerksmäßigen Betrieben verstehen wir die Tätigkeit, „die in der Hauptsache mit der Hand und mit Werkzeugen ausgeführt wird“^a. Wir teilen hier die handwerksmäßigen Betriebe in die vier Betriebsformen ein: Hauswerk, Lohnwerk, Handwerk und Verlagssystem. Bei diesen vier Betriebsformen handelt es sich, das muß ausdrücklich betont werden, nicht um aufeinander folgende entwicklungsgeschichtliche Stufen, sondern um nebeneinander in der Gegenwart bestehende Systeme.

a) Das Hauswerk. — Unter Hauswerk verstehen wir hier solche Heimarbeit, die in der eigenen Wohnung zum Zwecke des Erwerbs ausgeführt wird. Der Rohstoff wird meist von anderen bezogen, und etwas Kapital, wenn auch in der Regel sehr wenig, ist erforderlich. Daher können wir die Büchersche Definition: „Hauswerk ist gewerbliche Produktion im Hause für das Haus aus selbst-erzeugten Rohstoffen“ hier nicht gebrauchen. Solche Heimarbeit hat es in China seit jeher gegeben, in Kauyang¹ und Jauyang² in der Provinz Hope wurde die Hausindustrie für die Herstellung von einfachem und grobem Tuch vor ungefähr 30 Jahren in allen Dörfern eingeführt und ist jetzt noch vorhanden^b.

b) Das Lohnwerk. — Das Lohnwerk ist in China die auf dem Lande vorherrschende Betriebsweise. Der Lohnwerker wird oft während seiner Arbeit in das Haus genommen, erhält — falls nicht am Ort ansässig — auch Wohnung, sowie seinen Tagelohn. Er bleibt nur solange, bis die Bedürfnisse seines Kunden befriedigt sind. Aber sehr oft wandert er und bleibt in dem einen Dorf drei, in dem anderen fünf Tage, je nachdem wie ihn seine Kundschaft länger oder kürzer beschäftigen kann. Dabei erhält er meistens Stücklohn, aber bei den Kunden, die Essen und Wohnung geben, berechnet er nach seinem Ermessen einen niedrigeren Preis. Infolgedessen können wir in China drei Formen des Lohnwerks unterscheiden, nämlich: die Stör, das Heimwerk und das Wanderwerk. Aber es kommt auch vor, daß ein Lohnwerker gewisse Zeit auf die Stör geht, dann zu Hause Heimwerk verrichtet und schließlich wieder Wanderarbeit ausführt. Ja, es ist sogar nicht selten, daß ein sogenannter Lohnwerker auch Gegenstände herstellt, die er auf dem Markt oder in einem Dorf verkauft.

^a Conrad-Hesse, Wirtschaftspolitik, S. 160.

^b F. Otte, China, wirtschaftspol. Landeskunde, S. 62.